Das Grabfeld

Heimatblätter für Kultur,
Geschichte und Brauchtum im Grabfeld

Herausgeber:
Verein für Heimatgeschichte im Grabfeld e.V.
und Museumspädagogisches Zentrum Bad Königshofen i. Gr.

Nummer 18

Der Luitpoldbrunnen auf dem Marktplatz von Bad Königshofen wurde 1911 gestiftet

REINHOLD ALBERT

Am 1. Oktober 1911 wurde der jüngste der auf dem schmucken Marktplatz von Bad Königshofen stehenden Brunnen, der Luitpoldbrunnen eingeweiht. Nach Unterlagen im Staatsarchiv Würzburg[1] ging die Initiative vom Besitzer des Schlosses Sternberg im Grabfeld, Reichsrat Friedrich von Deuster, aus. Schnell konnte er von seiner Idee die Verantwortlichen der Stadt Königshofen sowie des Bezirksamts überzeugen. Anlass der Stiftung war der neunzigste Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern. 1910 führte von Deuster erste Vorgespräche. Der Bildhauer Balthasar Schmitt, der damals in München-Solln tätig war, bot sich von Deuster an, diesen Brunnen zu entwerfen. In einem Schreiben vom 13.12.1910 zeigte sich Schmitt, dem Fotos vom Marktplatz in Königshofen übersandt wurden, begeistert vom schönen Kleinstadtbild, bei dem man sich noch, so wörtlich, in die gute alte Zeit versetzt fühle.

Schnell waren Pläne entworfen, die Gefallen bei allen Beteiligten fanden. Der Kostenvoranschlag bezifferte sich auf 10.000 Mark, worin nicht enthalten waren die Bankanlage, das Fundament, die Zu- und Ableitung des Wassers sowie das notwendige Gerüst. Es wurde festgelegt, dass die Umfassung, für deren Planung und Ausführung sich der in Königshofen ansässige Architekt Valentin Trott verantwortlich zeichnete, in „Sulzfelder Sandstein“ ausgeführt werden sollte. Den Auftrag zur Erstellung des Mittelbaus in Enviller Kalkstein erhielt der Bildhauer Balthasar Schmidt. In vergoldeter Bronze sollte das Relief des Prinzregenten hergestellt werden und die „allegorische Brunnenfigur“ ebenfalls in Bronze.

Der Luitpoldbrunnen auf dem Marktplatz von Bad Königshofen in unseren Tagen.

Am 12. März 1911 wurde feierlich der Grundstein gelegt. Hierüber berichtete die Heimatzeitung *„Bote vom Grabfeld – Königshofener Zeitung Nr. 41 vom Montag, 13. März 1911, 32. Jahrgang“* unter der Überschrift: *„Die Feier des 90. Geburtsfestes Sr. K. Hoh. des Prinzregenten in Königshofen“* wie folgt: *„Wie schon das Festprogramm verriet, sollte auch unsere Stadt nicht zurückstehen, das 90. Geburtsfest seines Landesregenten in hervorragender Weise zu begehen. Und heute, nachdem der Jubel verrauscht und das Werk des Tages wieder alles in seinen Bann zieht, muß man konstatieren, dass die Stadt und ihre Bürger alles daran setzen, ihrem Patriotismus und die Liebe zum angestammten Herrscherhaus auch sichtbaren Ausdruck zu verleihen.*

Die Einleitung machte am Samstagvormittag die Schülerfeier, welche im geschmückten Rathaussaale stattfand und zu welchem die junge Schar unter klingendem Spiel und mit weißblauen Fähnchen gezogen war. ....

Im Laufe des Tages herrschte an allen Häusern der Hauptstraßen – zur Ausschmückung derselben – ein emsiges, geheimes Schaffen, das jedermann in Spannung und Erwartung des Kommenden versetzte. Und als dann der Abend hereinbrach und die vielen tausend Lichtlein aufflammten, dazu der sich unter schneidigen Märschen der verstärkten Kapelle Steinruck durch die Hauptstraßen bewegende Fackelzug, gewährte dies ein

Aus dem Inhalt

Der Luitpoldbrunnen auf dem Marktplatz von Bad Königshofen 1- 5
Grußwort des Vorsitzenden 3
Ursula von Herb(il)stadt war die letzte Äbtissin des Sulzfelder Klosters . 6
Christin Uhlein: Der Adventskalender . 10
Christa Schedel erwarb sich im Verein für Heimatgeschichte große Verdienste 11
Schriftenreihe des Vereins 11
Das Orgelbauwesen in Unterfranken... 12
Literaturschau 14
Die Brandgeschichte Römhilds..... 16
Otto Schulz: Neues Hoffen..... 17
Leni Schneider: Wiedervereinigung ... 18
Französischer Kriegsgefangene in Königshofen 19
Lotte Uhlein: Heimat 20
Dr. Siegfried Wolf: Heller November .. 22
Walter Häusler: Schod üm die Zeid 22
ErsteAbiturientin in Münnerstadt..... 23
Was bedeutet der Name Lederhecke? .. 22
Die Spuren des fränkischen Malers Georg Anton Urlaub..... 26
Sponsoren den Vereins..... 27

Von Prof. Balthasar Schmitt gefertigtes Modell der auf dem Brunnen befindlichen Figur, die eine Grabfeldschnitterin darstellt.

Bild, das so prächtig Königshofen noch nie geschaut.

... Dem Fackelzug war viertelstündiges Glockenläuten und Standmusik auf dem Marktplatz voraus gegangen. Zu dem sich dann anschließenden Festkommers im Heusingers Saal hatte sich eine illustre Menge aus allen Schichten der Bevölkerung eingefunden.....

Der Haupttag begann mit dem musikalischen Wecken um 06.30 Uhr. Um 9 Uhr zogen sämtliche Vereine, die Feuerwehr an der Spitze und die Herren Beamten in Uniform mit klingendem Spiel in die Stadtpfarrkirche zum Festgottesdienst. In der prot. Kirche und in der Synagoge fanden ebenfalls Gottesdienste statt. Nach Beendigung wurde in gleicher Weise zum Marktplatz gezogen, wo die Grundsteinlegung zu dem zu errichtenden Prinzregent-Luitpold-Monumental-Brunnen vor sich ging. Es wurde eine Kupferkapsel, enthaltend die Stiftungsurkunde, deren Inhalt Herr k. Kämmerer und Bezirksamtmann Freiherr von Ruffin verlas, und 15 der z. Zt. kursierenden Reichsmünzen in den Stein versenkt.

Zur Errichtung dieses Brunnen-Denkmals stiftete in hochherziger Weise Herr Reichsrat von Deuster auf Schloß Sternberg einen ansehnlichen Betrag. Den Schluss des von prächtigem Frühjahrswetter begünstigten Festes machte am Nachmittag ein im Rathaussaal veranstaltetes Fest-Bankett.

Auch in allen Orten des Bezirks fanden Festlichkeiten statt und hauptsächlich leuchteten am Vorabend des Festtags zahlreiche Höhenfeuer auf."

In einer im Stadtarchiv von Bad Königshofen aufbewahrten Urkunde vom 1. Oktober 1911 wird ergänzend zur Entstehungsgeschichte des beliebten Treffpunkts der Jugend auf dem Marktplatz der Badestadt mitgeteilt:

„Im Jahre des Heils 1911, so die Stadt Königshofen und der umliegende Grabfeldgau, beide vormalig dem Hochstift Würzburg und dann dem Großherzogtum Würzburg zugehörig, der Krone Bayerns vereinigt, als gottbegnadet der treue Hüter dieser Krone, Prinz Luitpold von Bayern, als rüstiger Neunziger, gepriesen von dem Dank seines Landes auf eine volksbeglückende Reichsverwesung von 25 Jahren zurückschaut, ist der Prinzregent – Luitpold - Brunnen auf dem Marktplatze zu Königshofen entstanden. Der Grundsteinlegung vom 12. März folgte am 1. Oktober die feierliche Enthüllung. Am heutigen Sonntag erglänzt zum ersten Mal die Brunnenzier von des Marktes Höhe; damit haben wir, der Denkmalausschuß, erreicht, was wir namens aller und für die Gesamtheit bezweckt: Ein Weismal tüchtigen Könnens, ein Prunkstück freudigen Genießens und ein ragend Wahrbild königstreuen und vaterländischen Empfindens.

Das Werk, vollendet wie es ist, nehmen nunmehr Stadt und Bürgerschaft in Besitz und Obhut. Möge, wer es alltags schaut und wer es als Fremdling betrachtet, die fromme Absicht und die männlich-treue Ergebenheit

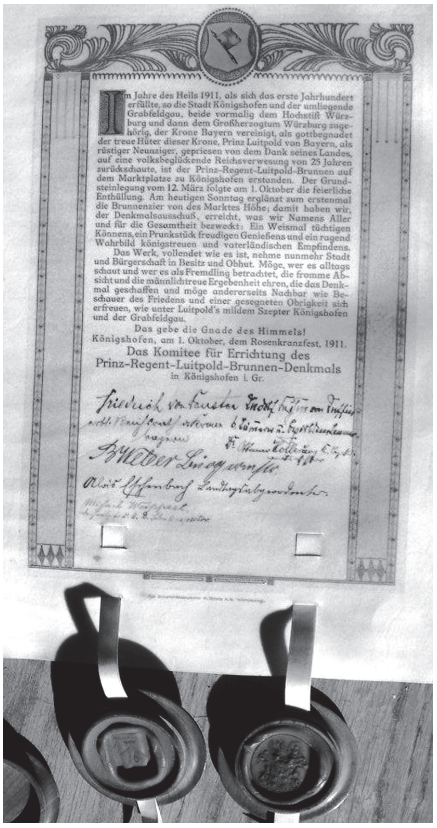
1994 geschaffenes Aquarell des Luitpoldbrunnens mit Marktplatz in Bad Königshofen von Fritz Toennieshen.

ehren, die das Denkmal geschaffen und möge andererseits Nachbar wie Besucher des Friedens und einer gesegneten Obrigkeit sich erfreuen, wie unter Luitpolds mildem Szepter Königshofen und der Grabfeldgau.

Königshofen am 1. Oktober, dem Rosenkranzfest 1911."

Diese Urkunde ist unterzeichnet vom Stifter Friedrich von Deuster, erblichen Reichsrat der Krone Bayerns, dann von Bezirksamtmann Rudolf Freiherren von Ruffin, Bürgermeister Weber, Bezirksamtsassessor Dr. Ottmar Hollerung, dem Landtagsabgeordneten Alois Eschenbach sowie Stadtpfarrer und Distriktsschulinspektor Michael Weippert.

Der Luitpoldbrunnen wurde, wie eingangs erwähnt, von Bildhauer Prof. Balthasar Schmitt (1858-1942) entworfen, der bereits für den 1895 eingeweihten „Kiliansbrunnen" vor dem Würzburger Hauptbahnhof die krönende Bronze-Figur des hl. Kilian sowie die Marmorreliefs schuf. Wie beim Frankoniabrunnen vor der Residenz in Würzburg, der 1894 eingeweiht wurde und 1891 anlässlich des 70. Geburtstags des 1821 in der Würzburger Residenz geborenen Prinzregenten von der Stadt Würzburg gestiftet worden war, wollte dieser auch in Königshofen nicht als Hauptfigur in Erscheinung treten. Prinzregent Luitpold begnügte sich auch hier mit einem Medaillon, das von K. Potzler modelliert wurde. Prof. Schmitt war



In Jahre des Heils 1911, als sich das erste Jahrhundert erfüllte, so die Stadt Königshofen und der umliegende Grabfeldgau, beide vormalig dem Hochstift Würzburg und dann dem Großherzogtum Würzburg zugehörig, der Krone Bayern vereinigt, als gottbegnadet der treue Hüter dieser Krone, Prinz Luitpold von Bayern, als rüstiger Neuniziger, gepriesen von dem Dank seines Landes, auf eine volksbeglückende Reichsverweseung von 25 Jahren zurückschaute, ist der Prinz-Regent-Luitpold-Brunnen auf dem Marktplatze zu Königshofen erstanden. Der Grundsteinlegung vom 12. März folgte am 1. October die feierliche Enthüllung. Am heutigen Sonntag erglänzt zum erstenmal die Brunnenzier von des Marktes Höhe; damit haben wir, der Denkmalsausschuß, erreicht, was wir Namens Aller und für die Gesamtheit bezweckt: Ein Weismal tüchtigen Könnens, ein Prunkstück freudigen Genießens und ein ragend Wahrbild königstreuen und vaterländischen Empfindens.

Das Werk, vollendet wie es ist, nehme nunmehr Stadt und Bürgerschaft in Besitz und Obhut. Möge, wer es alltags schaut und wer es als Fremdling betrachtet, die fromme Absicht und die männlichtreue Ergebenheit ehren, die das Denkmal geschaffen und möge andererseits Nachbar wie Beschauer des Friedens und einer gesegneten Obrigkeit sich erfreuen, wie unter Luitpold's mildem Szepter Königshofen und der Grabfeldgau.

Das gebe die Gnade des Himmels!

Königshofen, am 1. Oktober, dem Rosenkranzfest, 1911.

Das Komitee für Errichtung des Prinz-Regent-Luitpold-Brunnen-Denkmals in Königshofen i. Gr.

Die Schenkungsurkunde des Luitpoldbrunnens wird im Stadtarchiv Bad Königshofen aufbewahrt.

so geschäftstüchtig, die Figur der Schnitterin, zu der ein Mädchen aus Aschach bei Bad Kissingen, seinem Heimatort, Modell stand, als Nippes-Figur (kleine Ziergegenstände aus Porzellan) für das Vertiko (kleiner Zierschrank) zu verkaufen. Seine Verwandten in Aschach besitzen heute noch das farbig gefasste Originalmodell.

Die Verbindungen ins Grabfeld werden wohl durch Prof. Schmitts Freund, den von 1909 – 1951 in Kleinbardorf segensreichen wirkenden Pfarrer Dr. phil. Hugo Paulus, den er des öfteren besuchte, zustande gekommen sein. Pfarrer Dr. Paulus war Angaben des Bad Kissinger Stadtheimatpflegers Werner Eberth zufolge ein Konvertit (d. i. zu einem anderen Glauben übergetretener) aus einer bekannten preußischen Offiziersfamilie, aus der wohl auch der Generalfeldmarschall Hugo von Paulus stammen dürfte, der 1943 die Schlacht um Stalingrad verloren hat.

Hugo Paulus war Doktorand bei Prof. Hermann Schnell. Als dessen Werke auf den Index kamen, bekannte sich Paulus offen zu ihm und seinen Thesen und wurde daher nach Kleinbardorf strafversetzt. Als ihn später Bischof Dr. Julius Döpfner ins Domkapitel berufen wollte, lehnte er ab, blieb Pfarrer in Kleinbardorf und verstarb dort 1951.

Pfarrer Dr. Paulus sammelte in seiner Pfarrei weitab von großstädtischem Geschehen

[1] Staatsarchiv Würzburg, Landratsamt Königshofen 580 und 581

Liebe Mitglieder unseres Vereins, liebe Leserinnen und Leser dieses Heimatblattes.

Wenn sie „Das Grabfeld" ins Haus bekommen, dann geht wieder ein Jahr zu Ende. Viele werden sagen: Wo sind denn die 12 Monate hingekommen? Auch wir im Verein für Heimatgeschichte denken da oft so. Zum Beispiel aktuell, wenn wir rückblickend an das Jahr 1990 denken – das Jahr, das uns die Wiedervereinigung brachte. Was war das doch für ein großes Fest und was ist heute geblieben? Der Alltag hat uns alle wieder eingeholt und so sollte man nicht jammern, dass es die Euphorie von 1989/90 nicht mehr in dem Maße gibt, sondern uns über das geeinte Deutschland freuen.

Natürlich dürfen und sollten wir die Teilung nicht vergessen und wir als Verein erinnern auch immer wieder daran. Sei es durch das Museum für Grenzgänger oder durch den Grenzgängerweg, der gemeinsam mit den Gemeinden Schlechtsart und Alsleben sowie dem Naturpark Haßberge entstanden ist. Bei Führungen bin ich selbst immer erstaunt, wie wissbegierig die Gäste sind. Dabei ist mir ein Ausspruch von Anselm Grün ins Gedächtnis gekommen: „Grenzen sind nie etwas Absolutes. Sie können auch in positivem Sinne zur Herausforderung werden."

Unser Verein hat in diesem Jahr wieder einmal mehr im Hintergrund gearbeitet, nicht so sehr öffentlichkeitswirksam, wie 2009, als wir monatlich zum Thema „Es war einmal die DDR" Gäste eingeladen hatten. Trotzdem haben wir einiges auf den Weg gebracht. Ich denke da unter anderem an unseren Nachtwächter Richard Lhotsky, dem wir eine Nachtwächter-Stechuhr von 1860 spendieren konnten, oder an die Türmergilde, die wir unterstützten. An der Stadtpfarrkirche in Bad Königshofen steht eine Informationstafel über das Gotteshaus und seine Schätze, die wir entworfen und finanziert haben.

Unser Langzeitthema ist das historische Stadttor von Bad Königshofen, das unser Verein mit Hilfe der Bürgerinnen und Bürger vor dem Verfall retten wollen. Hier sind bereits Gespräche geführt, die hoffentlich zum Erfolg führen. Erfreulich: Die Darre wurde, auch mit Unterstützung unseres Vereins, aus der Versenkung geholt und ist nun ein schmuckes Kulturarsenal geworden. Danke an dieser Stelle unserem früheren Bürgermeister Clemens Behr, aber auch Bürgermeister Thomas Helbling und seinen Stadtratsmitgliedern, die dies möglich machten. Das Kulturarsenal wird ganz sicher, gerade von unserem Verein künftig des Öfteren für Vorträge und Ausstellungen genutzt. Dank Bürgermeister Thomas Helbling haben wir im Untergeschoss nun auch ein Vereinszimmer erhalten.

Nach wie vor steht eine Ausstellung über den bekannten Schnitzer Johann Benedikt Witz aus Breitensee und Georg Anton Urlaub an und wir werden im kommenden Jahr im Rahmen einer Power-Point-Präsentation und eventuell einer Ausstellung an den Barockbildhauer Johann Joseph Keßler erinnern. Er wurde nämlich vor 300 Jahren im hessischen Simmershausen geboren und arbeitete in Königshofen im Grabfeld. Dann werfen wir im kommenden Jahr bei Vorträgen sicher für alle interessante Einblicke in das Bildarchiv der Stadt Bad Königshofen. Es tut sich also wieder einiges 2011.

Danke sagen will ich aber auch wieder meinem stellvertretenden Vorsitzenden, Kreisheimat- und Archivpfleger Reinhold Albert, der auch diesmal „das Grabfeld" zusammengestellt hat.

Ihnen allen eine besinnliche Advents- und Weihnachtszeit und für 2011 alles Gute

HANNS FRIEDRICH
Vorsitzender Verein für
Heimatgeschichte im Grabfeld e.V.

Bote vom Grabfeld

Königshofener Zeitung.

Organ für die Bekanntmachungen des kgl. Amtsgerichts Königshofen und Anzeigeblatt für den Bezirk Königshofen.

Erscheint wöchentlich viermal und kostet inkl. illustriertem Unterhaltungsblatt bei der Expedition, sowie bei den kgl. Postanstalten und Postboten vierteljährlich 1 M. Inserate finden prompteste und billigste Aufnahme und trägt deren Einsender die Verantwortlichkeit.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Magold in Königshofen i. Gr.

Nr. 39. Donnerstag den 9. März 1911. 32. Jahrg.

Fest-Programm

für die Feier des 90. Geburtsfestes Seiner Königl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern in Königshofen.

Samstag, den 11. März c.: Vormittags 8 Uhr Schülergottesdienst, nach demselben Zug der Schulkinder mit Musik zum Rathaussaale; hierselbst Schülerfeier mit Verteilung von Festschriften und Wecken mit Bratwürsten an die Schulkinder. Abends 7¼ Uhr Festgeläute; von 7½—8 Uhr Standmusik auf dem Marktplatze, 8 Uhr Fackelzug der freiw. Feuerwehr und der hiesigen Vereine durch die bereits bekannt gegebenen Straßen der Stadt; hierauf

Fest-Kommers

im Heusinger's Saale mit Prolog, Festrede, Gesangsvorträgen des Vereins „Harmonia".

Sonntag, den 12. März c.: Früh 6 Uhr feierliches Geläute, 6½ Uhr musikalisches Wecken, 8¾ Uhr Aufstellung des Festzuges am Rathause, Zug zur Kirche, sodann Festgottesdienst. Nach dem Festgottesdienst Zug zum Marktplatze (südöstlicher Teil), woselbst die feierliche

Grundsteinlegung für den Prinzregent-Luitpold-Brunnen

stattfindet. Nachmittags 1 Uhr

Fest-Bankett

im Rathaussaale.

Die gesamte Einwohnerschaft wird zu den Feierlichkeiten hiemit eingeladen und zugleich ersucht, durch Fahnenschmuck und Illumination der Häuser zur festlichen Ausgestaltung derselben beizutragen. Es wird ersucht, daß die teilnehmenden Herren bei den Veranstaltungen, wenn möglich, in dunklem Anzug erscheinen.

Königshofen i. Gr., 9. März 1911.

Stadt-Verwaltung.

Weber. Engert.

Festprogramm zur Grundsteinlegung 1911

einen illustren Freundeskreis um sich, zu dem auch Prof. Balthasar Schmitt und Prälat Dr. Carl Sonnenschein aus Berlin gehörten. Für seinen Freund Pfarrer Dr. Hugo Paulus schuf Balthasar Schmitt 1924 übrigens eine Kriegergedächtnistafel für Kleinbardorf. Die Tafel in der Kirche, die heute dort noch einen Ehrenplatz inne hat, ist in Holzmarmor, die Figur der Madonna mit dem Kind, das einen Drachen tötet, in Glanzgold ausgeführt.

Die an der Spitze des Luitpoldbrunnens in Bad Königshofen angebrachte Büste der schneidigen Schnitterin war gedacht als Symbol für die Fruchtbarkeit des Grabfeldgaus. Aus diesem Grund wird der Brunnen noch heute im Volksmund „Grabfeldbrunnen" genannt. In der Innenwand des mittlerweile zum Wahrzeichen der Badestadt im Landkreis Rhön-Grabfeld gewordenen Brunnens findet sich folgender Schriftzug eingemeißelt: „*Zu Ehren des neunzigsten Geburtstags unseres Landesvaters und zum hundersten Gedenken der Zugehörigkeit der Stadt Königshofen zu den Bayerischen Landen.*"

Das nunmehrige Medaillon mit dem Bildnis des Prinzregenten wurde erst in den sechziger Jahren eingesetzt. Das ursprüngliche Prunkstück, das am 1. Oktober 1911 nach einer großen Feier im Rathaussaal enthüllt wurde, fehlt seit dem Zweiten Weltkrieg. Es wird vermutet, dass es souvenirsüchtige amerikanische Besatzungssoldaten mitgehen ließen – oder wurde die Bronzetafel während des Krieges gar für Kriegszwecke eingeschmolzen?

Wie eingangs erwähnt, war Reichsrat Friedrich von Deuster Stifter des Brunnens. 1884 wurde die Familie Deuster, die in Kitzingen einen gut florierenden Weinhandel betrieb, vom bayerischen König Ludwig II. in „Anerkennung ihrer Verdienste um das allgemeine Wohl und zur Errichtung eines Familienfideikommisses" in den erblichen Adelsstand erhoben. Oskar von Deuster kaufte 1884 für 128.000 Mark Schloss Sternberg im Grabfeld bei Königshofen. Er war ohne Kinder geblieben und übergab deshalb den Besitz an seinen Bruder Friedrich. Schloss Sternberg wurde renoviert und ein weiträumiger Schlosspark angelegt.

1894 verlegte Friedrich von Deuster, der 1861 in Kitzingen geboren war, seinen Wohnsitz nach Sternberg. Häufig hielt er sich aber auch auf seinem Sommersitz, dem Schloss Trauttmansdorff in Meran - Obermais auf. 1905 wurde Friedrich von Deuster von Prinzregent Luitpold von Bayern zum erblichen Reichsrat der Krone Bayerns ernannt. Hierfür war er ihm zeitlebens dankbar und wer weiß, vielleicht war dies der Auslöser für die Stiftung des Brunnens zu seinem Ehrentag.

Der „Reichsrat" war im alten Kaiserreich nach 1871 in der Hauptstadt Berlin das „Oberhaus". Nach britischem Muster hatte man ein Zweikammersystem eingerichtet. Die Reichsräte wurden von den Reichsländern ernannt und nicht vom Volk gewählt. Friedrich von Deusters Funktion erlosch mit dem Ende der Monarchie 1918. Den Titel durfte er jedoch behalten.

Reichsrat Friedrich von Deuster verzog 1931 von Sternberg nach München. Schließlich übersiedelte er nach St. Heinrich am Starnberger See, wo er 1945 im 84. Lebensjahr verstarb. Ob seiner Verdienste war er von der Stadt Königshofen zum Ehrenbürger ernannt worden. Sein Porträt findet sich im Rathaus in der Galerie der Ehrenbürger von Bad Königshofen.

Wer war Prinzregent Luitpold von Bayern?

Luitpold von Bayern wurde am 12. März 1821 in Würzburg als fünftes Kind des Königs Ludwig I. von Bayern und der Prinzessin Therese von Sachsen - Hildburghausen, die im nahen Seidingstadt im Heldburger Unterland das Licht der Welt erblickte, geboren. Seine Geschwister waren Maximilian (*1811), der spätere König Maximilian II. von Bayern, Mathilde (*1813), Otto (*1815), der spätere König Otto I. von Griechenland, Theodolinde (* 1816), Adelgunde (*1823), Hildegard (*1825), Alexandra (*1826), spätere Äbtissin in München St. Anna, und Adalbert (*1828).

Luitpolds Militärlaufbahn begann schon mit 14 Jahren und sein Vater machte ihn 1835 zum Hauptmann der Artillerie. Er brachte es in den folgenden Jahren zum Generalmajor, Armeekommandanten, Feldzeugmeister und schließlich 1869 zum Generalinspekteur der Armee.

Luitpold unternahm ausgedehnte Auslandsreisen und lernte so seine spätere Frau Prinzessin Auguste Ferdinande von Österreich, die Tochter des Großherzogs von Toskana, kennen. Beide heirateten am 15. April 1844 in Florenz.

Nachdem sein Neffe, König Ludwig II., im Volk besser bekannt als „Märchenkönig", am 9. Juni 1886 entmündigt worden war, regierte Luitpold als dritter Sohn von Ludwig I. für seinen geisteskranken Neffen Otto I.

Der Luitpoldbrunnen in Königshofen auf einer im Jahr der Erbauung 1912 aufgelegten Ansichtskarte aus der Sammlung von Elfriede Herda (Ostheim v.d. Rhön).

als Prinzregent und zählt damit zur Königslinie des Hauses der Wittelsbacher. Die eigentliche Herrschaft lag dabei jedoch bei seinen Ministern.

Der Prinzregent war bei der Bevölkerung, als er die Regierungsgeschäfte übernahm, nicht so beliebt wie in seinen späteren Zeiten. „Man wird sagen, ich sei der Mörder“, rief er aus, als er vom Tod Ludwigs II. im Starnberger See erfuhr. Und in der Tat gab es Stimmen, welche hinter dem Vorgehen gegen den Monarchen die Herrschsucht des Prinzen Luitpold vermuteten.

Im Laufe seiner fünfundzwanzigjährigen Regentschaft verstand es der Prinzregent durch Bescheidenheit, Tüchtigkeit und Volkstümlichkeit, das anfängliche Unbehagen seiner Untertanen zu überwinden. Diese Prinzregentenjahre wurden schließlich zu einem goldenen Zeitalter Bayerns, auch wenn man dem weltfremden, verschwenderischen König Ludwig II. weiterhin nachtrauerte - was in einer folkloristischen nostalgischen Weise bis heute geschieht.

Durch die Liebe Luitpolds zur Malerei – er wurde als Kind von dem bedeutenden Architekturmaler Domenico Quaglio unterrichtet – brach in München eine fruchtbare Zeit für die bildenden Künste an, in der nicht nur die Meister der alten Schule, sondern auch die moderne und engagierte Kunst ihren Platz bekamen. Der deutsche Jugendstil bekam in München ab 1896 seinen Namen.

Für die Natur, den Wald und die Berge schwärmte Luitpold wie seine Brüder für Kunst und Hellenismus. Schon früh begann er mit seinem leidenschaftlichen Hobby, der Jagd. Bei vielen Jagden nicht nur im Allgäu war er ein gern gesehener Gast, und Oberstdorf machte er zu seiner offiziellen Hofjagd. Luitpold war oberster Jagdherr von über 130.000 Hektar königlicher Leibgehege, ca. 15 % des Staatswaldes. Das Jagdjahr sah ihn in ganz Bayern, vom Spessart über Ingolstadt und München ins oberbayerische und Allgäuer Gebirge. Dort in Oberstdorf spendete er den Kindern an seinem Geburtstag nicht nur einen schulfreien Tag, sondern auch jedem Kind eine Semmel mit Wurst und jedem Kind ab dem 3. Schuljahr einen Schoppen Bier. Zahlreiche derartige Anekdoten über die Volkstümlichkeit des Prinzregenten werden noch heute in Bayern erzählt.

Zahlreiche „Prinzregenten-“ oder „Luitpoldstraßen“ in Bayern und der bayerischen Pfalz, das an der Münchner Prinzregentenstraße gelegene Prinzregententheater sowie der „Luitpoldhain“ mit „Luitpoldhalle“ in Nürnberg (später bekannt geworden als Reichsparteitagsgelände) und der Ludwigshafener „Luitpoldhafen“ wurden nach ihm benannt. Auch die „Prinzregententorte“ und eine Biersorte wurden ihm gewidmet.

Prinzregent Luitpold von Bayern verstarb am 12. Dezember 1912 in München und fand seine letzte Ruhestätte in der dortigen Theatinerkirche. Die lange Regierungszeit des Prinzregenten Luitpold gilt als ein goldenes Zeitalter.

Auf Luitpold folgte sein Sohn Ludwig, zuerst als Prinzregent, und 1913 dann als König Ludwig III. Der Erste Weltkrieg brach aus – und sollte die Monarchie in Bayern ebenso hinweg fegen wie in den anderen deutschen Landen.

Übrigens, an der Enthüllung des Luitpoldbrunnens in Königshofen nahm Prinzregent Luitpold nicht teil. Er entsandte als seinen Vertreter den unterfränkischen Regierungspräsidenten Dr. Karl Ritter von Müller aus Würzburg.

1923 wurde diese Ansichtskarte des „Denkmalsbrunnens“ in Königshofen aufgelegt.

Eine Beschreibung aus alter Zeit

Alois Hippeli beschrieb den Luitpoldbrunnen in seiner Heimatstadt in den zwanziger Jahren wie folgt: *„In dem Luitpoldbrunnen, dem leuchtenden Edelstein auf dem Gewande des Marktplatzes, begegnet uns ein Vertreter der modernen Kunst auf dem Gebiete plastischer Darstellung. Ohne auf die Feinheiten der einzelnen künstlerischen Ausdrucksformen näher einzugehen, seien nur die aus dem Bilde zu lesenden Symbole etwas beleuchtet.*

Der Brunnen, ein Meisterwerk von Professor Balthasar Schmitt, steht auf einer niederen Terrasse inmitten des Kreises einer ringsumlaufenden Steinbank, zu dem zwei Zugänge führen. Hier im Herzen der Stadt ladet feierlicher Abendfrieden die Bürger zu gemütlich traulicher Rede ein. Aus des Kreises Mitte erhebt sich zunächst der stämmige Fuß einer Schale, deren oberer Rand in flacher Vierpasslinie verläuft; sie ist in ihrer wuchtigen Wulstung gleich dem ganzen Werk barock empfunden. Der bauchigen Brunnenschale entsteigt bis zur Gesamthöhe von 6 Meter ein runder Säulenaufbau, der über einen glatten Fuß vier wasserspeiende Löwenköpfe trägt und nach oben kräftig zu einer Drei-Puttengruppe auslädt. Die liebreizenden Kindergestalten halten das hübschumkränzte Reliefbild des Regenten (in Ordensrittertracht) und auf der Rückseite das bayerische Wappenbild. Der edle Regent will mitten unter seinem teuren Volke weilen und die aus dankbarem Herzen quellenden Erweise der Treue, Liebe und Verehrung huldvoll entgegennehmen.

Das Ende der Säule mit stilvollem Kapitel trägt als Krönung das in Erz gehaltene Bild einer jugendlich schönen Schnitterin, das Symbol des Reichtums einer üppigen, landwirtschaftlichen Kultur. Die schlanke Gestalt mit dem luftigen, nur lose anliegenden Arbeitskleid, aus dessen geraffter Schürze das Gold der Ähren blickt, hat sich erhoben und ergreift, von quälendem Durst gepeinigt, mit der linken Hand hastig den längst geleerten Wasserkrug. Jetzt die Augen mit der rechten Hand vor dem Sonnenlicht beschattend, sucht sie sehnsüchtig forschenden Blickes den Ort, wo der sprudelnde Quell ihr Labung und Kühlung verheißt.

Man merkt es dem Schöpfer des Brunnens an, dass er mit hellsehender Seele eines Künstlers um die Form für den Inhalt des Bildwerkes gerungen hat, um seine Ideen adäquate Verkörperung zu verleihen. Vielleicht schwebte dem Künstler „Scheffels Schnitterin“ vor.

Es darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass dieser funkelnde Brillant unseres Städtchens der hochherzigen Stiftung des früheren Reichsrates Herrn von Deuster auf Schloß Sternberg zu danken ist.“

Im Gegensatz zu dieser literarisch verklärten Umschreibung ist der Inhalt eines Schreibens von Bezirksamtmann Adolf Beckerle an die Stadt Königshofen vom 4.6.1925, in welchem er der Stadt mangelnde Aufmerksamkeit für den Brunnen vorwirft. Der Luitpoldbrunnen wäre, so Beckerle, zu einem Tummelplatz schreiender Buben verkommen. Er forderte Blumenschmuck für den Brunnen und außerdem endlich das Wasser wieder laufen zu lassen.

Interessantes aus dem Zinsbuch des Klosters St. Johanniszelle unter Wildberg

Ursula von Herb(il)stadt war letzte Äbtissin des Sulzfelder Klosters

REINHOLD ALBERT

Der Sulzfelder Ortschronist Gerwin Solf wies mich vor einiger Zeit auf ein im Staatsarchiv Würzburg liegendes Zinsbuch des Kloster St. Johannis bei Sulzfeld hin. Mit Hilfe von Archivoberrätin Dr. Ingrid Heeg-Engelhart machte ich dieses ausfindig und stellte fest, dass es für die Geschichte von Sulzfeld und Umgebung von unschätzbarem Wert ist. Nach Rücksprache mit Bürgermeister Jürgen Heusinger aus Sulzfeld ließ ich eine Kopie eines Teiles des 1579 erstellten Standbuchs anfertigen. In mühevoller und langwieriger Arbeit habe ich die wichtigsten Passagen aus dem Buch transkribiert und versucht, die Eintragungen in die heutige Sprache umzuwandeln .

Kurzgeschichte des Klosters

Werfen wir jedoch zunächst einmal einen kurzen Blick auf die Geschichte des Frauenklosters „St. Johannis Zelle unter Wildberg“ bei Sulzfeld. Es dürfte um 1190 von der Pfalzgräfin Gertraud von Stahleck gegründet worden sein. Sie war die Witwe des 1156 verstorbenen Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, dem Gründer des Zisterzienserklosters Bildhausen. Der Klosterverwalter und Keller von Königshofen, Sebastian Boxberger, berichtet in diesem Buch eingangs über die Anfänge des Klosters (nach heutigem Sprachgebrauch): *„... Das Kloster St. Johannis ist ein Jungfrauenkloster nach der Regel St. Bernhards. Über dessen Stiftung und Fundation sind bei dem Kloster keine Unterlagen vorhanden oder zu finden. Allein auf einem alten Grabstein ist nachfolgende Schrift gehauen: „ANNO DNI MCCI OBIIT DOMINA GEBRA PALENTINA QUAE FUN DATRIX LOCI HVIS IN HONORE SANCTI IOHANNIS“.* Es kann sein, dass bei der Jahreszahl MCCI (1201) am rechten Rand des Steins die Ziffer X abgeschlagen war, so dass das Sterbejahr der Stifterin 1209 sein könnte. Die Gründung des Klosters St. Johanniszell dürfte in die Zeit um 1290 fallen.[1]

Als wichtigstes Motiv für die Klostergründung darf die Kinderlosigkeit des Paares angenommen werden. Die Stiftung irdischer Besitztümer zum Erwerb himmlischen Reichtums durch Gründung einer geistlichen oder sozialen Einrichtung war in solchen Fällen ein häufig beschrittener Weg. Hauptwohltäter bei der Gründung des Klosters war vmtl. Graf Mangold I. von Wildberg (er tritt von 1194 bis 1234 urkundlich in Erscheinung). Die Grafen von Wildberg waren eifrige Förderer des Klosters. In der Blütezeit bestand es aus einem zweiflügeligen Abteigebäude mit eingebautem Kreuzgang, einer großen Wallfahrtskirche, die nach Norden den Abschluss des Abteigebäudes bildete, einer kleinen Kapelle, einem Friedhof, einem großen Garten und einem Wirtschaftsgebäude. Das Areal war mit einer vier Meter hohen Mauer umschlossen.

Im Bauernkrieg (1525) wurde St. Johannis Zelle unter Wildberg zusammen mit dem nahen Schloss Wildberg vom Bildhäuser Haufen unter Jacob Unrat aus Saal eingenommen, geplündert und teilweise zerstört. In den folgenden Jahren schloss sich die im Grabfeld und Haßgau ansässige Ritterschaft der Reformation an und gab dem Kloster keine Töchter mehr. Zur Aufnahme Nichtadeliger konnte man sich nicht entschließen, so dass 1550 nur noch eine Nonne (Ursula von Herbilstatt) im Kloster war. Sie starb 1555 und wurde in der Pfarrkirche von Königshofen begraben. In ihrem Nachlass fand man das Siegel des Klosters. Es zeigt einen Adler, der in seinen Klauen ein Spruchband mit den Anfangsworten des Johannes-Evangeliums „Am Anfang war das Wort“ trägt.

Die Gefälle des Klosters wurden von der fürstbischöflichen Kammer eingezogen und der Fürstbischof setzte fortan Klostervögte als Verwalter ein. Der erste Pächter im Klosterhof zog dort 1579 auf, das war genau in dem Jahr, in welchem das Saal-, Gült- und Zinsbuch erstellt wurde.

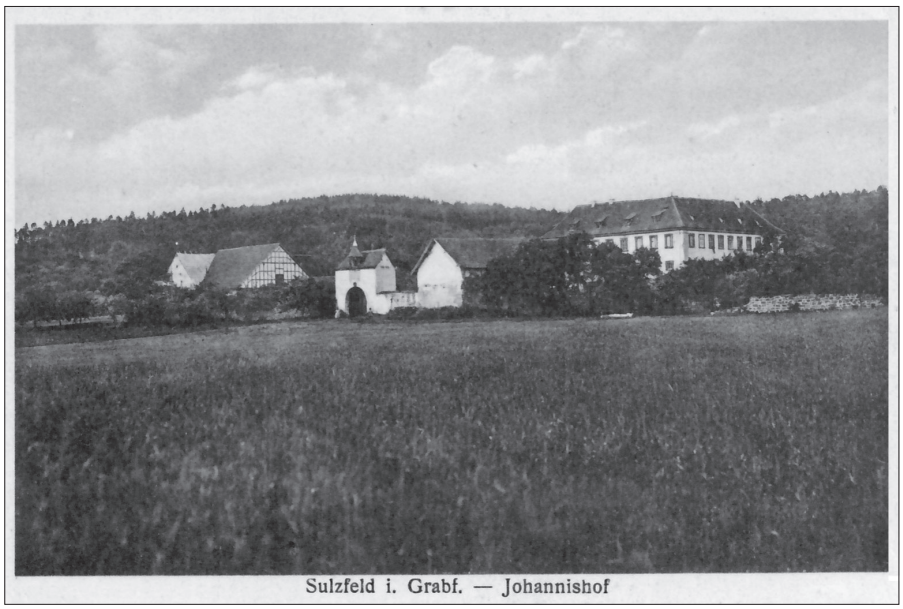
Von der großen, ursprünglich zum Kloster gehörenden Kirche, die der hl. Maria und Johannes dem Evangelisten geweiht war, heißt es 1570 sie sei „verödet“. Sie wurde 1662-64 abgerissen und die Steine zum Bau des Kapuzinerklosters in Königshofen verwendet.

Wenn auch das klösterliche Leben in St. Johannis erloschen war, so doch nicht das kirchliche. St. Johannis war immer noch Wallfahrtsort. Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn ließ 1578 eine neue Kapelle bauen. Reste einer alten, erstmals 1323 genannten und der Gottesmutter Maria geweihten Kapelle wurden integriert und sind heute noch vorhanden, und zwar der Chor – ein quadratischer Raum mit spitzbogigem Kreuzgewölbe. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts stürzte diese Kapelle ein.

In den Jahre 1715/16 war eine neue St. Johannis-Kirche gebaut worden. Die Pfarrer von Sulzfeld, Großbardorf und Großeibstadt mussten dort bis zu Säkularisation 1803 Gottesdienst halten, da diese Pfarreien mit ehemaligem Klosterbesitz ausgestattet waren. 1803 profaniert, wurde 1889 auch dieses Gotteshaus abgebrochen.

Im Konventgebäude wohnte nach Aufgabe des Klosters der Vogt, der das Vermögen verwaltete, und später ein Jäger, der die umfangreichen Waldungen zu betreuen hatte. Mitte des 18. Jahrhunderts wurde das Gebäude zu einem stattlichen Herrenhaus, eine Zweiflügelanlage mit Freitreppe, umgebaut. Die Landwirtschaft des ehemaligen Klosters wurde verpachte.

Der Hofname Johannishof bewahrt die Erinnerung an das Frauenkloster St. Johanniszelle unter Wildberg, dem der Hof seine Entstehung verdankt. Seit 1992 befindet er sich in Besitz der Familie Dr. Franz Pullmann. Diese ließ das Anwesen in den letzten Jahren grundlegend renovieren. Heute ist der traditionsreiche Hof wieder ein Schmuckstück.



Postkarte des Johannishofes bei Sulzfeld aus der Zeit um 1910.

Das Saal-, Zins- und Gültbuch von 1579

Vmtl. wurde das Saal-, Zins- und Gültbuch von 1579 von Jörg Marschalck, der als Amtmann in Königshofen wirkte, in Auftrag gegeben. Hierin wird zunächst mitgeteilt, ein gewisser Simon habe im alten Zinsbuch überliefert, dass sich *„...Jungfrau Ursula des Geschlechts von Herbilstatt, derselben Zeit Verwalterin des Klosters“* Anno 1544 wie alljährlich um die Zinsen des Klosters in Bastheim hätte zanken müsse. Diese wären

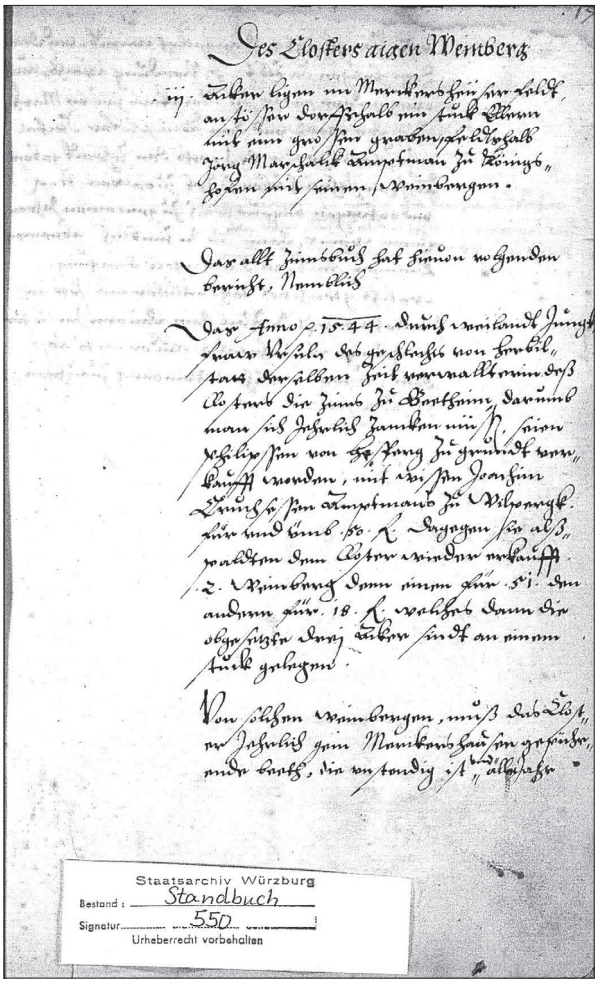
mit Wissen von Joachim Truchseß, Amtmann zu Wildberg, an Philipp von Heßberg für 50 Rheintaler verkauft worden. Mittlerweile aber seien diese Weinberge wieder zurück gekauft worden und vom Klostergut müsste jährlich an Merkershausen Gebühr und Beet[2] gegeben werden. Der Zehnt ertrage durchschnittlich zehn Eimer[3] Wein. Der Pächter des Klostergutes sei verpflichtet zur Düngung alljährlich zehn Fuhren Mist in diese Weinberge zu fahren.
Im Zinsbuch folgt eine Beschreibung der Klosterhöfe.

1. Der „*Sanndthof*“ (Sandhof)

Es wird mitgeteilt, dass das Kloster einen eigenen Bauhof mit Namen Sandhof besitze. Sein Name rühre vom sandigen Feld her. Er liege „*auf einem luftigen Plan*“ nicht weit von der Straße, die von Sulzfeld nach Lauringen führe. Die Abgabe von diesem Hof an das Kloster betrug 150 Scheffel, halb Korn und halb Hafer. Scheffel ist ein altes Hohlmaß. Ein Scheffel Sulzfelder Maß waren 120,89 Liter. Nachdem sich aber der Hof- und Bestandbauer Carges Kuhn vor einigen Jahren beklagte, dass wegen Missernten die Hafergült zu hoch sei und die Gebäude des Sandhofes baufällig wären, so dass er sein Getreide weder schütten noch darin behalten könne, sondern andernorts hinführen und verwahren müsse, verlangte er, dass ihm etliche Jahre bis auf gegenwärtiges 1579. Jahr jährlich 15 Scheffel Hafer nachgelassen würden, was auch geschah.
1579 wurde Kuhn der Sandhof auf weitere drei Jahre „verliehen“. Bedingung war, dass er Hof und Feld in „gutem Bau“ erhalte, dann *„... alles Gestreu, so er erbauet, zu Mist machen, und nirgends anders hin dann auf des Hofs Feldung führe.“* Weiter hatte er mit vier Ochsen nach Aufforderung des Klosterverwalters Heu, Grummet und Weinzehnt, wie zuvor auch gebräuchlich, mit einzuführen helfen, außerdem im Kloster Frondienste zu leisten.
1581 wurde ein Viertel des Sandhofs an Hannsen Wolfarten aus Sulzfeld für 2.400 Gulden verkauft.
Unter dem Sandhof lag eine Leite, „Bernhell“ (Bärenhöhle?) genannt, die ebenfalls zum Lehnsbesitz des Klosters gehörte. Das Zinsbuch vermerkt, es handle sich jedoch um *„... unauträgliche Berg, darum sie nicht fleißig gebaut und von denen Posessoren (*Besitzern), *welche alle zu Bardorf wohnen, gering geachtet werden*.“ Es folgt eine Aufzählung der Feldbesitzer.
Dr. Reinhold Heusinger und Gerwin Solf vermuten in der 1987 erschienenen Sulzfelder Gemeindechronik, dass Bernhell in sehr früher Zeit Eigenbesitz eines wohlhabenden Grundbesitzers war, der dem Kloster St. Johann übergeben worden war und dann zur Flur von Großbardorf geschlagen wurde.[4]

2. Der Unterhof

Zum Lehnsbesitz des Klosters gehörte weiter der Unterhof, der zu Großbardorf gehört. Unter Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn wurde *„... unsers Klosters Sannt Johanns unter Wildbergs Bauhof daselbst, der Unterhof genannt, mit seinem dazugehörigen Baufeld und Äckern, als nämlich dreihundert und fünfzehnhalben Morgen Ellern, unter welchen allem dreiundzwanzig Äcker zehendfrei, die andere Feldung aber dem Pfarrherren zu Bardorf zehendbar seien. Mehr siebenundvierzig Acker Wiesen, gut und bös, mitsamt allen Zu- und Eingehörungen, Rechten und Gerechtigkeiten“* für 1.200 Gulden fränkischer Landwährung an Balthasar Kuhn und seine Ehefrau Anna verkauft. Es wurde vereinbart, dass sie auf Petri vom Kaufpreis von 1.200 Gulden 200 Gulden und alle folgenden Jahre am Peterstag 100 Gulden geben sollen. Das Kloster räumte sich jedoch das Vorkaufsrecht ein und untersagte vertraglich eine Teilung oder Verpfändung des Besitzes. Ebenso verzichtete es nicht auf Fronleistungen bei der Ernte sowie in Bausachen. Außerdem sollten die beiden Schäfer auf dem Lindes- und Sandhof auf den Feldern des Hofs altem Herkommen entsprechend ohne Behinderung ihre Tiere treiben und hüten dürfen. Dem neuen Besitzer des Unterhofs wurde eingeräumt, dass er weiter alljährlich im 40 Acker[5] umfassenden und zum Klosterbesitz gehörenden „*Bauernhölzlein*“ sein Brennholz für den Hof schlagen darf. Er hatte alljährlich zwischen Maria Himmelfahrt und Maria Geburt nach Königshofen eine Korngült für den Bischof zu liefern, und zwar 30 Scheffel Korn, 30 Scheffel Hafer, 20 Scheffel Weizen und 2 Scheffel Erbsen dazu ein Fastnachtshuhn.
Das zum Unterhof gehörende Samenfeld stieß am „*Zubersbrunnen*“ sowie an der „*Simonsbruck*“ an das Bardorfer Feld.



Auszug aus dem im 16. Jahrhundert erstellten Zinsbuch des Klosters St. Johanniszelle unter Wildberg. Es wird im Staatsarchiv Würzburg (Standbuch 549, 550) verwahrt.

3. Der Rothof

Der dritte Hof des Klosters wurde der Rothof genannt. Er war bereits 1561 unter Amtmann Jörg Marschalk, zu Königshofen im Grabfeld dem Wolffen Düring aus Großeibstadt für 700 Gulden (er musste jährlich von seiner Schuld 100 Gulden abtragen) verkauft. An Gült waren dem Fürstbischof jährlich um Martini nach Königshofen je 20 Scheffel Korn und Hafer *„... nach dem Sulzfelder Maß (welches mit dem Königshöfer gleich eins ist“* zu liefern.

Von der Wüstung Rügshausen

Im Zinsbuch von 1579 heißt es, zum Kloster gehöre eine *„... eigene Wüstung, Rügshausen genannt, Anstößer gegen das Kloster sind die drei Höfe, der Rothof, Sandhof und Unterhof, hinabwärts das Oberlauringer, Theinfelder und Seubrichshäuser, auch auf der einen Seiten das Großbardorfer Feld und ist die Vermutung, weil die genannten Höfe alle drei vor wenigen Jahren noch des Klosters eigen gewesen, dass vielleicht derselben Feldung vor langen Jahren auch zur Wüstung gehört und alles eine Markung gewesen, aber hernach durch des Klosters Vorgehen das beste und die Hutweide... heraus gezogen, und wurden daraus die drei Höfe gemacht.“*
Die noch zu Rügshausen gehörenden Felder seien nur noch *„...böse Felder und Ellern,*

---

[1] Heinrich Wagner Urkundenverzeichnis d. Kl. St. Johann WDGB, Bd.56, Würzburg 1994

[2] Seit dem 11./12. Jh. eingeführte direkte in Geld zu entrichtende Vermögenssteuer, von den Landesherren festgesetzt. Seit dem 16. Jh. meist als feste Steuer. Hinzu kamen in Ausnahmesituationen außerordentliche Steuern, z.B. Türkensteuer. Der Landadel war meist von Steuerzahlungen befreit.

[3] Eimer = Hohlmaß, meist für Wein und Bier gebraucht. Die Königshöfer Amtseich lautete wie folgt: 1 Fuder = 12 Eimer = 768 Maß. Ein Eimer waren umgerechnet rund 70 l.

[4] Reinhold Heusinger/Gerwin Solf: Sulzfeld im Grabfeld – Beiträge zur Heimatgeschichte, Mellrichstadt 1987, S. 114.

[5] Acker = altes mitteldeutsche Feldmaß für mit dem Pflug zu bearbeitende Bodenflächen. Ein bayerischer Acker maß 0,3407 ha.

Der Hofname Johannishof bei Sulzfeld an der Straße zum Sambachshof bewahrt die Erinnerung an das Frauenkloster St. Johanniszelle, dem der Hof seine Entstehung verdankt.

und gar nichts rechtsgeschaffenes von Wiesen oder Grasloch vorhanden." Im Zinsbuch von 1579 heißt es, dass das Dorf Rügshausen laut Sage deshalb untergegangen sei, weil sie keine ausreichenden Wiesen oder Riethe gehabt hätten. Aber hierüber sei kein „gründlicher Bericht" vorhanden. Von dieser Wüstung habe das Kloster bisher nichts besonderes genossen, da die Felder nicht bebaut würden.

Ob die Aufforderung im Zinsbuch, die Wüstung wieder zu besiedeln und die Felder zu bewirtschaften in die Tat umgesetzt wurde, darf angezweifelt werden.

Zur Wüstungsflur Rügshausen gehörte **Grabs**. Von jedem Acker war alljährlich ein Fastnachtshuhn abzuführen, obwohl diese nur eine geringe Qualität aufwiesen.

1745 wurde in das Zinsbuch von 1579 geschrieben: *„Den 9. Juni 1745 ist das Grabs Hölzlein wegen Abgang einiger Steine auf Amtsbefehl im Beisein des dermaligen hochfürstlichen Revierjägers Jörg Adam Füglein von den vier Feldgeschworenen zu Sulzfeld als Hans Ziegler, Lucas Walter, Caspar Walter und Jörg Wolfarth richtig abgemessen und versteint worden, wie folgt: 53 Morgen 9 Gerten Nürnberg Schuhs jeglicher Morgen ad 180 Gerten ..."*

Im Zinsbuch von 1579 wird eine weitere Wüstung beschrieben, nämlich **Weißensee** nahe Stadtlauringen, an die Thundorfer und Theinfelder Markung anstoßend.

Schließlich folgen die Flecken und Dörfer, in denen das Kloster St. Johannis Lehengüter, Zins und Gült hatte. Es heißt: *„Was des Klosters Lehen ist, gibt entweder Besthaupt[6] oder Handlohn, durchaus von 20 einen Gulden. Und sind weniger Güter, so deren keins geben, wir eins jeden Orts sonderlich vermeldet und angezeigt ist."* Besitzrechte hatte das Kloster in Stadtlauringen, Theinfeld, Rothhausen, Aidhausen, Wettringen, Happertshausen, Ostheim bei Hofheim, Großbardorf, der Wüstung Schmuckenbach, Großeibstadt, Seubrigshausen, Saal an der Saale, Wülfershausen, Brend, Kleinbardorf, Kleineibstadt, Sulzfeld, Leinach, Aubstadt, Höchheim, Irmelshausen, Berkach, Behrungen, Streufdorf, Herbstadt, Alsleben, Untereßfeld, Althausen und Königshofen im Grabfeld.

Großbardorf

Zu Großbardorf ist vermerkt: *„Ist meinem gnädigen Fürsten und Herren von Würzburg zuständig, dem Amt Wildberg zugehörig, und hat das Kloster an keinem Ort so viel Lehen und Gefälle und Einkommen, wie in diesem Dorf. Alle des Klosters Lehen allda geben entweder Handlohn oder Besthaupt, welches bei einem jeden Gut sonderlich angezeigt wird. Und sind solche Lehen nichts befreit von anderen Gütern, sondern müssen mit denselben gleiche Beschwerung wegen tun mit Beth, Schatzung[7], kleines Geld, Atzung[8], Fron und Dienst. Etliche wenige sind zehendfrei, wie dann solches auch bei den Gütern gesetzt und verinnerlicht ist."*

Der erste und größte zum Lehnsbesitz des Klosters St. Johannis gehörende Hof in Großbardorf war der Mauershof. Er gab u.a. Eier zu Ostern, Weck zu Weihnachten, Fastnachtshühner, Korn, Weizen, Hafer und Erbsen. Dieser Hof war in vier Teile aufgeteilt. Hermann Mauer, Claus Blunker, Claus Neuhöfer und Bastian Burckhardt hießen die Besitzer eines Viertels. Die anderen Viertel bewirtschafteten Jörg Schneider von Junkershausen, dann Claus Vay, Valtin Mayer, Rasmus Derfall, Linhardt Knopff, Bastian Burflasch, Balthasar Behr, Lips Behr, Peter Behr, Hans Beider sowie Hans Endres.

Der Mauershof selbst bestand aus zwei Wohnhäusern, die in der Nähe des unteren Tores lagen. Nachbarn waren Caspar Behr und die Gemeinde. Die Häuser gehörten Hermann Mauer und Jörg Schneider. Sie hatten hierfür abzuführen den kleinen Zins von Eiern, Weck und Hühnern. Felder des Gutes lagen in Großbardorf im Euler und Krainers Gang und in der Leimgruben. In der Felderaufzählung werden als Anstößer auch ein Hennebergischer Hof und der Gilgenhof aufgeführt.

Ein weiterer in Großbardorf dem Kloster lehnbarer Hof war der Amblings- oder Culmbachshof. Über ihn ist vermerkt, dass *„... dieser Hof zwei unterschiedliche benannte Huben sein sollen, sind nunmehr auch dermaßen untereinander verteilt, das gleichfalls der Unterschied und Zugehörung einer oder der anderen Huben nicht zu wissen. Die Besitzer sind also wie folgt: Hans und Carges Endres, Lehensträger, Hans Schüler (hat sein Teil verkauft an Claus Mauer 1587), Thomas Seidanger, Urban Schmidt, Hermann Mauer, Jörg Müller, Jacob Ambling, Hans Bachmann und Michael Hochrein."*

Auch dieser Hof hatte zwei Behausungen auf einer Hofstatt, die Hans Schüler und Hermann Mauer besaßen. Bei der Aufzählung der Felder kommen die Sauerwegswiesen, Äcker am Mauersweg, am Kramershaug und In den Röthen vor.

Das dritte Klosterlehen in Großbardorf war das Kneuersgut, das ebenfalls aus zwei Huben mit zwei Häusern bestand und den Erben des Balthasar Kneuer gehörte.

Viertes Lehen war das Baiersgut, fünftes das Müllersgut, jeweils benannt nach ihren Besitzern. Sechstes Lehen war die Werptenhub, das Untere Erb genannt. Bastian Jeger war der Lehenträger, Hermann Wappes, Hans Werpt, Matthes Werpt, Lips Behr, Jörg Weber und Hanns Kneuers Erben besaßen u.a. Felder von diesem Gut. Erwähnt wird in dem Zinsbuch weiter die Zirkelbachshube in Großbardorf. Hierzu heißt es: *„Das Haus zu dieser Hube gehörig liegt bei dem Untertor, Anstößer Michel Schunk und Linhardt Knopf, Possesores Hans Zirkelbach, Caspar Reinhardt, Hans Kuhn und Caspar Steigerwalts Tochter."*

Siebtes Lehen war das Schmidthansgütlein, bei dem Caspar Möller und Wolf Freibott zu Wetzhausen Lehenträger waren.

Matthes Völker musste von seinem vom Kloster St. Johannis verliehenen Garten ein Schock Eier zu Ostern abführen. Dieser grenzte an den Bibraischen Hof in Großbardorf. Aufgeführt werden dann u.a. noch ein Spitalhof am Unteren Tor und ein hennebergischer kleiner Hof.

Auch Jacob Schöller musste ein Fastnachtshuhn an das Kloster abführen. Außerdem hatte er den Besitzern des Mauerhofs jährlich vier Pfennig zu geben weil sein Besitz, am „Röchentor" gelegen, vor Zeiten aus dem Mauershof gezogen wurde.

Die Wüstung Schmuckenbach

Zu Wüstung Schmuckenbach heißt es im Zinsbuch von 1579: *„Ist eine Wüstung, mit Grund und Boden meines gnädigen Herren von Würzburg und Ihrer fürstbischöflichen Gnaden Klosters Lehen, doch vererbt um Zins und Gült wie hernach folgt, liegt zwischen der Sulzfelder, Bardorfer und Sandhofer Markung alles beisammen und aneinander, und wohnen die Besitzer und Inhaber zu Großenbardorff."*

Sie mussten dem Kloster St. Johannis Zehnt und Handlohn geben, waren aber sonst von Bed, Atzung, kleiner Gült, Fron und derglei-

chen Beschwerung frei. Die Schäferei des Linds- und Sandhofes sowie die Gemeinde Großbardorf besaßen das Recht auf den Feldern der Wüstung zu treiben.
Die Wüstungsflur von Schmuckenbach war in zwei Teile unterteilt, die Hans, Max, Claus und Hermann Schüler, Thomas Schneider, Hanns Ecks Witwe, Hermann Mauer, Hans Endreß, Jakob Ambling, Hans Bachmann, Claus Mauer sowie Caspar Müller, Endres und Jörg Gilg, Valtin Voit, Hans Baider, Hans Kuhn, Cargessen und Mathessen Gilg besaßen und entsprechende Abgaben (Fastnachthühner, Weihnachtswecke, Getreide Erbsen etc.) an das Kloster zu leisten hatten.

Großeibstadt

Zu Großeibstadt heißt es: „Gehört meinem gnädigen Fürsten und Herren von Würzburg auch in meinem fürstbischöflichen Amt Wildberg.“ Dem Kloster St. Johannis waren hier das erste und größte Gut des Dorfes, der Baderhof, abgabenpflichtig. Es lag zwischen dem Obertor und der Gemeindeschmiede und war an Jörg Gernert und Carges Kuhn verliehen. Das zu diesem Hof gehörende Feld lag hauptsächlich in der Haubachsflur.

Saal an der Saale

Zu Saal an der Saale heißt es im Zinsbuch von 1579: *„Außer der Gemeindemühle des Orts, welche auch des Klosters Lehen ist, sind die anderen Lehengüter daselbst also gar unwichtig, das sie nicht beschrieben werden können, denn die Zinsleut nicht anzuzeigen wissen, von welchen Gütern sie dem Kloster Zinsen geben, wiewohl gehört beiden Pflichten, damit sie folgend achten meines gnädigen Fürsten und Herrn verwandt sind, angemahnt und angezogen worden.“*
Dem Kloster St. Johannis zinspflichtig war die Gemeinde- oder Obermühle, die damals an den Saaler Schultheiß Michel Walter verliehen war. Sie lag *„.. unter den Weinbergen unter der Saal“.*

Wülfershausen

1579 wurde der Beauftragte des Klosterverwalters, Kilian Helmuth, nach Wülfershausen geschickt, um Erkundigungen *„... zu vorhabender Renovation des Klosters-Zinsbuchs und Beschreibung der Huben und Gütern, davon sie* >die Wülfershäuser> *dem Kloster jährlich hernach folgenden Zins reichen und ausrichten müssen.“*
Es ließ sich jedoch nicht mehr nachvollziehen, welche Felder und Güter dem Kloster in Wülfershausen zinspflichtig waren, denn diese waren vor *„...unvordenklichen Jahren alle untereinander verteilt worden und sie wissen nicht, welches Gut eigentlich einem oder dem anderen Lehenherren zugehörig. Was und wie viel aber ein Jeder an Zinsen geben müsse, das wissen sie wohl.“*
Die Lehensträger verschwiegen vor einiger Zeit den Tod dreier Lehensträger, um so das Abführen des sog. Besthaupts zu ersparen. Von einer Straf wolle man jedoch absehen, da sie arme Leute seien und größtenteils durch Brandschaden gelitten hätten.
Drei neue Lehenträger wurden gegen Ausrichtung des Besthaupts angenommen und bestätigt, nämlich Bernhardt Englert anstatt Lorentzen Hörns, Paul Seufert anstatt Valtin Schmidts und Jacob Rössner anstatt Jacob Schmidts. Das Schreiben wurde von Johann Schillings, Keller zu Neustadt sowie dem Pfarrherrn, Kaplan, Schultheißen und den zwei Dorfsmeistern von Wülfershausen am 14. Dezember 1579 unterzeichnet.
Das Zinsbuch von 1579 vermerkt weiter, dass eine dem Kloster St. Johannis verliehene Hube in Wülfershausen zwei Eier zu Ostern, ein großes Pfund Geld und elf Fastnachtshühner oder für jedes 8 Pfennig abzuführen habe.
Die dritte vom Kloster verliehene Hube besaß Bernhard Englert, die vierte Peter Gans, die fünfte Jacob Rössner. Über Rössner heißt es: *„Zu wissen, dass dieser Lehenträger vor 2 Jahren abgestorben und einer mit Namen Michel Rössner es hat, welcher nunmehr die Zinsen gibt, der Vater aber hat gar nichts an Vermögen hinterlassen als 2 Hühner, ist sehr elend gestorben. So kann auch der Sohn wegen des Bestandes nichts geben, weil er sich selbst in Diensten ernährt.*
Deswegen nichts an Besthaupt heraus zu preisen gewesen ....“

Kleinbardorf

Zu Kleinbardorf heißt es, dass es Jörg Christoff von Bibra gehöre. Von einem halben Acker Weinberg in den Klingen gelegen, dessen Nachbarn Junker Jörg Christof von Bibra mit seinem Gehölz und Katharina Brunner mit ihrem Baumgarten wären, habe das Kloster von der Besitzerin Kunigund Brunner Handlohn zu beziehen, dazu ein Herbsthuhn. Im Zinsbuch werden weitere Äcker in Kleinbardorf aufgezählt, die dem Kloster St. Johannis abgabenpflichtig waren. 1569 beurkundete Jörg Marschalk, derzeit Amtmann zu Königshofen im Grabfeld und Verwalter des Klosters St. Johannis Zelle unter Wildberg, dass er dem ehrsamen Stefan Otten zu Kleinbardorf und all seinen Erben zu rechten Erbzinslehen einen 6 Acker großen Weinberg mit Ellern und Stauden, gelegen im „*Reuwerth ober der Mertzen Baumgarten*“ verliehen habe.

Kleineibstadt

Zu Kleineibstadt ist vermerkt, dass es dem Valtin von Münster gehöre.

Sulzfeld

Bei Sulzfeld wird zunächst festgestellt, dass es hennebergisch sei. Nichts desto Trotz habe das Kloster dort einen Lehnshof, dessen Besitzer Balzer Frintzler, genannt Wirsing, wäre. Er habe 1 Schock Eier zu Ostern, 1 Weck zu Weihnachten oder dafür 6 Pf., 1 Fastnachtshuhn oder dafür 8 Pf und Korn sowie Hafer an das Kloster abzuführen.
Von zwei Acker Wiesen, von denen das alte Zinsbuch berichtet, und bei denen die Eigentumsverhältnis momentan unklar wären, liege ein Acker hinter dem Dorf, der andere am „Ranninger Weg“. Bernhardt Ebner halte seinen Besitzanspruch aufrecht.
Eier zu Ostern habe Peter Hauck für sein Haus, „ ... *in der alten Statt gelegen*“, das Lehen des Klosters ist, ebenso Handlohn

[6] im Mittelalter Abgabe vom Nachlass eines Grundhörigen an seinen Herrn (Mortuarium, Todfall, Buteil, Bestfall, Beutelrecht), die häufig im besten Stück Vieh (Besthaupt, Kurmede) oder im besten Gewand (Gewandfall) bestand.

[7] Belegung mit Abgaben.

[8] Dieses muss man wohl als Ausfluss der höchsten Staatsgewalt bezeichnen. Die Untertanen waren dadurch verpflichtet, den Landesherren, dessen Beamten und Jägern mit ihren Pferden und Hunden (Hundelager) frei zu halten und zu beherbergen. Das Alter dieses landesherrlichen Rechts reicht bis in die Zeit der Karolinger zurück. Man rechnete es sich zur Ehre an, seinen Landesherren oder seine Beauftragten beherbergen zu dürfen. Später jedoch waren solche vornehmen Besuche eine unangenehme Belastung für die Dörfer.

Reste einer alten, erstmals 1323 genannten und der Gottesmutter Maria geweihten Kapelle sind heute auf dem Johannishof noch vorhanden, und zwar der Chor – ein quadratischer Raum mit spitzbogigem Kreuzgewölbe und Überresten eines Deckengemäldes.

abzuführen. Nachbarn Haucks Caspar Hauck und Balthasar Stangenrodts Witwe. Endres Neugebauer Witwe hatte von einem Acker am Katzenstein Abgaben an das Kloster zu leisten. Weitere Lehenträger des Klosters in Sulzfeld waren Bartl Wolfahrt, Valtin Vogt, Bernhardt Emmert, Steffen Hilbert, Peter Neugebauer, Hans Hauck und Claus Löffler.

Leinach

Zu Leinach heißt es: *„Ist mit zweierlei, nämlich der geistlichen und fraischlichen Obrigkeit meinem gnädigen Fürsten und Herrn unterworfen, und gehört an die Wildberger Zent gen Saal. Neben sonsten hat mein gnädiger Fürst und Herr am Wenigsten allda, sondern gehören die Leute und Güter mehrenteils anderen Ganerben und Lehensherren zu.“* Trotzdem bezog das Kloster aus Leinach 1 Schock Eier zu Ostern, ½ Pfund Geld und 1 Fastnachtshuhn. Diese Abgabenlast lag auf einem 10 Acker großen Stück Feld auf *„S. Barbara ob dem Dorf am Berg“* am Haßberger Steig. Besitzer war Jörg Albin der Jüngere zu Leinach und seine Schwester, ledigen Stands. Später wurde als Besitzer hinzugefügt: Hans Rab, Stadtlauringen.

Die „Schinnders-Holz-Güter“ in Leichnach hatten an das Kloster alljährlich abzuführen 1 Fastnachtshuhn, 2 Metzen Korn und 1 Metzen Hafer. Bei der Aufzählung der zugehörigen Felder wird u.a. angeführt: *„Von 30 Acker Artfeld an einem Stück im 3. Flur geteilt oben bei der Landwehr an Jörgen Ulleins neuem Gewende und des Rothöfers Wiesen gelegen dorfshalb an der Wildberger Straße, ist's Haferfeld.“*

Aubstadt

Auch in Aubstadt, das Hans von Bibra zu Irmelshausen gehörte, waren Güter dem Sulzfelder Kloster abgaben- und handlohnpflichtig. Bede sowie Fron und Dienst waren die Aubstädter dem Bibra pflichtig, Zehnt dem Hof des Klosters Veßra zu Ottelmannshausen.

Veit Flurschütz und später Marx Werner besaßen in Aubstadt das „Viertels-Gut“, für das sie Eier zu Ostern sowie ein halbes Pfund Geld an das Kloster St. Johannis abzuführen hatten. Zum Gut gehörte eine Behausung hinter der Schmiede, dessen Nachbarn die Gemeinde und Rebus Flurschütz waren.

Hans Flurschütz sowie Hanns Schmidt und Peter Flurschütz besaßen jeweils ein Haus auf einer gemeinsamen Hofstatt, das dem Kloster St. Johannis zinspflichtig war.

Höchheim

Höchheim gehörte 1579 ebenfalls Hans von Bibra. Von einem Gut war Geld auf Michaelis an das Kloster abzuführen, besagt bereits das alte Zinsbuch. Es soll sich aber nur um ein bloße Hofstatt handeln, die man im Ort ein Söldengut nennt und soll vor unvordenklichen Jahren zu einer anderen davor stehenden Hofreit eingezogen und verbaut worden sein. Es wisse aber in Höchheim niemand, um welches Gut es sich handle. Besitzer sei einst der Centschöffe zu Höchheim, Fritz Dietz, gewesen.

Irmelshausen

Ein Gut in Irmelshausen war ebenfalls Klosterlehen. Es gab Handlohn und zehntete dem Hof Höchheim. Es folgt auch hier eine Aufzählung der zu diesem Gut gehörenden Felder.

Berkach

Zu Berkach ist vermerkt: *„Gehört zu meines gnädigen Herrn Amt und Cent Mellrichstadt und hat das Kloster 1 Gütlein allda.“*

Behrungen

Behrungen war hennebergisch. Auch hier hatte das Kloster St. Johannis ein Lehen.

Streufdorf

Streufdorf war sächsisch und auch hier besaß St. Johannis ein Lehen.

Herbstadt

Von einem dem Kloster zu Lehen gehenden Haus in Herbstadt, das Hans Weigand gehörte und dessen Nachbarn Hans Kurtz und Balzer Cast waren, waren das Besthaupt sowie Bede und Schatzung zu geben, ebenfalls Fron und andere Dienste zu leisten. Die Gemeinde hatte je eine Maß Holz dem Besitzer des Hauses sowie den Besitzern der Feldgüter (Hans Knor, Hans Kitzing, Jörg Rohner und Michel Schmidt), die dem Kloster zinspflichtig waren, zu geben.

Alsleben

Zu Alsleben heißt es: *„Ist meines gnädigen Fürsten und Herren und liegt im fürstbischöflichen Amt Königshofen.“* Auch hier waren Güter, die Jacob Keller und Steffen Leimach besaßen, dem Kloster St. Johannis zinspflichtig. Sie gaben Eier zu Ostern, Käse, gemästete Gänse und Korn. 1586 kaufte Johann Hirschenfikel Jacob Kellers fünf Teile. Anno 1587 hat er sie wieder verkauft, und zwar halb an Steffen Leimbach und halb an Matthessen Alberten, Schultheiß zu Untereßfeld, für 1.030 Gulden. Der überwiegende Teil der Felder zu diesen Gütern lag *„...gegen Königshofen bei dem heiligen Creutz hinaus.“*

Untereßfeld

In Untereßfeld waren Caspar Wesserer, Jacob Müller, Barbara Schubartin, Wolf Thein, Jörg Müller, Jörg Fahres, Jörg Burckhardt, Hans Buch von Obereßfeld und Chilian Schollenberger Lehenträger von dem Kloster zinspflichtigen Gütern. Ein Hof, der Schubardshof genannt, war bedfrei, musste aber fronen und dienen, und hatte dagegen ein Gemeinderecht, wie die anderen Güter, nämlich die halbe Wahl an einem Acker Wiesen.

Althausen

In Althausen waren zwei Gütlein dem Kloster zinspflichtig.

Königshofen

In der Stadt Königshofen hatte das Klosters weiter nichts als etliche kleinere Pfennig- und Weltzinsen auf Krautgärten, die auf der „Sandgruben“ lagen.

LITERATUR:

REINHOLD W. F. HEUSINGER/GERWIN SOLF: Sulzfeld im Grabfeld – Beiträge zur Heimatgeschichte, Mellrichstadt 1987.

HILDEGARD SCHERER/OTTO MÖLTER: Der Johannishof – kurze Geschichte, MS 1949

ANJA SOLF: „Das Kloster St. Johannis-Zelle unter Wildberg, MS 1993.

JOHANN WILHELM ROST: Versuch einer historisch-statistischen Beschreibung der Stadt und ehemaligen Festung Königshofen und des königlichen Landgerichtsbezirks Königshofen, Würzburg, 1832.

WAGNER HEINRICH: Das Urkundenverzeichnis des Frauenklosters St. Johanniszell unter Wildberg von 1555, Würzburger Diözesangeschichtsblätter Bd.56, Würzburg 1994.

Christin Uhlein

Der Advendskalender

Emol em Joah komm ich aus'm Kahler raus,
on griech en schönste Platz em Haus.
Doa häng ich jetzt on fröh mich nun,
mach emol ener nu meu Türlich zu!
Ower wort – erscht muss noch Schoglode neu.
Die Motter keft extra doswache eu.
Nu bin ich vohl – die Türn gehn kaum zu,
on vier Woche long ho ich ke Ruh.
Meu Geheimnisse, die veroat ich net,
ner ich wes, wos hener jedes Türle steckt!
Och wos ho ich scho Kennerache g'sen,
gieriche on ach monchmol verflennt!
Nu werd e Türle vo mir gonz weit aufgemocht,
on die Klä hot gleich wider gelacht!
Pletzlich, Herrschekloase vo Schoglode,
bei mir is jeder gut beroate.
Doch bos is'n dos:
Doa schläicht em Dunkeln ener her zu mir,
on knüert römm oh meu gonz gruß Tür!
Die Hond on dos Gsicht, dos kenn ich nät,
ich halt meu Türle zu on schrei: „Beklau läss ich mich nät!“
Ja, ja ach solche Üwefäll en der Nocht muss ich üwerstäe,
bis es endlich Heilichoawert ko gewär.
Nu sen meu Türlich offe, ausgereuwert on leer,
on käner guckt mer zu mir her!
Ich bin zefriede on alles is ausgeräumt.
Ich fröh mich nu scho of'n onere Advend.

Christa Schedel erwarb sich im Verein für Heimatgeschichte große Verdienste

Der Verein für Heimatgeschichte im Grabfeld gibt seit 1996 alljährlich das Heimatblatt „Das Grabfeld“ heraus und hat seit 1989 über 30 Bücher in seiner Schriftenreihe, dazu diverse Ortschroniken veröffentlicht. Diese wurden zum größten Teil in der Druckerei von Christa und Alfons Schedel in Kleineibstadt gedruckt, wobei Christa Schedel stets fach- und sachkundig das Drumherum managte. Kaum hatte sich das fleißige Ehepaar 2006 zur Ruhe gesetzt und die Druckerei in jüngere Hände übergeben, erkrankte Christa Schedel schwer und verstarb im Juli diesen Jahres im Alter von nur 63 Jahren an einer heimtückischen Krankheit.
Christa Schedels Eltern wurden aus dem Sudetenland vertrieben und fanden in Königshofen eine zweite Heimat. 1947 wurde Christa geboren. Nach dem Schulbesuch erlernte sie bei der Königshöfer Firma Dachs den Beruf der Industriekauffrau und war danach bei der Firma Knauf in Königshofen im Büro beschäftigt. Hier lernte sie ihren späteren Ehemann Alfons kennen, der dort ebenfalls arbeitete. 1970 wurde Hochzeit gefeiert und 1974 kam Tochter Daniela zur Welt.
In den siebziger Jahren baute sich das strebsame Paar in Kleineibstadt eine Druckerei auf. Ab dem Zeitpunkt der Druckereigründung war Christa Schedel mit im Geschäft tätig - zunächst wohl für Büroarbeit und Organisation, dann aber immer mehr ausführend für Gestaltung und Layout. Ohne sie war der Betrieb undenkbar. Was Alfons Schedel in der Produktion war, das war Christa in der sogenannten Vorstufe – bis zur Betriebsübergabe zum Ende des Jahres 2006.
Christa Schedel hat mit großer Sorgfalt gearbeitet und die Arbeit lag ihr stets am Herzen. Der Verein für Heimatgeschichte im Grabfeld und der Unterzeichner haben ihr sehr viel zu verdanken. Ohne ihr engagiertes Mittun wäre weder das Heimatblatt, noch die Schriftenreihe so erfolgreich gewesen. Oft wurden die Druckerzeugnisse für unseren Verein zum Selbstkostenpreis hergestellt.
Wir werden Christa Schedel ein ehrendes Andenken bewahren. REINHOLD ALBERT

Christa Schedel †

Thomas Carlyle sagte einmal:

„Ein guter, edler Mensch,
der mit uns gelebt,
kann uns nicht genommen werden.
Er lässt eine leuchtende Spur zurück.“

Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte im Grabfeld:

Band 1: Sabine Hansen, „Die Römhilder Reimchronik“, (z.Zt. nicht lieferbar). Druck: Holl-Druck GmbH, Hofheim i. Ufr, 1989. Preis: 5,– €

Band 2: Reinhold Albert, „Geschichte der Juden im Grabfeld“, Druck: Druckerei Schedel, Kleineibstadt, 1990. Preis: 10,– €

Band 3: Leo W. Hamm, „Der Königshof im Grabfeld“, Druck: Schunk Druck- u. Verlags-GmbH, Bad Königshofen, 1991 Preis: 15 €

Band 4: Reinhold Albert, „Geschichte der Wüstung Eschelhorn (Urselhorn) und der St.-Ursula-Kapelle bei Alsleben“. Druck: Druckerei Schedel, Kleineibstadt, 1992. Preis: 10 €

Band 5: Barbara Rösch/Gerhard Schätzlein/ Hanns Friedrich / Reinhold Albert, „Grenzerfahrungen 1945-1990“, Willmars/Mellrichstadt, 1993. Preis: 8 €

Band 6: Leo W. Hamm, „Sagen, Geschichten und Legenden aus dem Königshöfer Land“, Druck: Druckerei Schedel, Kleineibstadt, 1994; Preis 10 €

Band 7: Reinhold Albert, „Kriegsende 1945 und Nachkriegszeit im Königshöfer Grabfeld“, Druck: Schunk Druck- und Verlags-GmbH, 1995; Preis 10 €

Band 8: Klaus Reder/Reinhold Albert, „Rhön und Grabfeld im Spiegel der Beschreibungen der Bezirksärzte Mitte des 19. Jahrhunderts“, Druck: Druckerei Schedel, Kleineibstadt, 1995; Preis 15 €

Band 9: Michael Böckler, „Unbekanntes Ganerbendorf Trappstadt“ Druck: Druckerei Schedel, Kleineibstadt 1997; Preis 10 €

Band 10: Detlev H. Pleiss/Leo W. Hamm: „Der Dreißigjährige Krieg im Königshöfer Land - Königshofen unter der schwedischen Besatzung 1631 - 1634“ Druck: Druckerei Schedel, Kleineibstadt,1997; Preis 10 €

Band 11: Fritz Köth, „Künstler aus dem Grabfeld - Erich Mutze, Willi Pflüger, Theo Dreher, Ludwig Stolarski, Willy Ruß“ . Druck: Druckerei Alfons Schedel, Kleineibstadt, 1997; Preis 1 €

Band 12: Reinhold Albert: „Geschichte des Kapuzinerklosters und der Klosterkirche Bad Königshofen i. Gr.“ Druck: Druckerei Alfons Schedel, Kleineibstadt, 1997; Preis 10 €

Band 13: Reinhold W.F. Heusinger und Gerwin K. Solf: „Die Grafen von Wildberg und ihre Wappengenossen, sowie die Dynasten von Thundorf und Tannroda.“ Eigenverlag des Vereins für Heimatgeschichte; Preis 10 €

Band 14: Otto Schulz: „Wenn’s weihnachtet im Grabfeld“ – Weihnachtliche Geschichten und Spiele, Kleineibstadt 1998, Preis 10 €

Band 15: Archäologische Arbeitsgruppe Rhön-Grabfeld, Walter Jahn (Hg.): VORZEIT - SPUREN in Rhön und Grabfeld, Kleineibstadt, 1998, Preis 15 €

Band 16: Otto Schulz: „...Wallt‘ ich den Birkenpfad“, Bad Königshofen 1999, Preis 5 €

Band 17: Gerhard Schätzlein, Barbara Rösch, Reinhold Albert: „Grenzerfahrungen 1945 bis 1971“, ISBN 3-86180-089-6, Verlag Frankenschwelle KG, 98646 Hildburghausen Preis 19,80 €

Band 18: Reinhold Albert: Chronik von Herbstadt mit seinen Gemeindeteilen Ottelmannshausen und Breitensee, Kleineibstadt 2001, Preis 25 €

Band 19: Gerhard Schätzlein/Reinhold Albert: Grenzerfahrungen II 1972 – 1988, Bayern, Hessen/Bezirk Suhl, Hildburghausen 2001, Preis 29,90 €

Band 20: Michael Böckler: Die Schott von Schottenstein im Grabfeld, Trappstadt 2003, Preis 7,50 €

Band 21: Reinhold Albert: Ipthausen – eine Chronik, erschienen zum 250. Jubiläum der Wallfahrtskirche Mariä Geburt, Kleineibstadt 2004, Preis 22 €

Band 22: Gerhard Schätzlein/Reinhold Albert/ Hans-Jürgen Salier: Grenzerfahrungen III 1989/90 Bezirk Suhl – Bayern/Hessen, Hildburghausen 2005, Preis 32,90€

Band 23: Hanns Friedrich/Andrea Rückert: Bildschönes Bad Königshofen, Kleineibstadt, 2006, Preis 15 €

Band 24: Michael Böckler: Die Truchsesse von Trappstadt 1317-1520, 2006; Glockentaufe in Königshofen 1514, 2002.

Band 25: Andrea Rückert: Engel – Himmlische Boten auf Erden, Kleineibstadt, 2006.

Band 26: Reinhold Albert: Chronik von Rappershausen, Bad Neustadt 2007

Band 27: Reinhold Albert – 300 Jahre Kath. Pfarrkirche Untereßfeld, Bad Königshofen-Untereßfeld, 2008

Band 28: Reinhold Albert/Hans-Jürgen Salier: Grenzerfahrungen kompakt – Das Grenzregime zwischen Südthüringen und Bayern/ Hessen 1945 bis 1990, Salier Verlag; ISBN: 978-3-939611-35-6; 2009 Preis 29,90 €

Videoreihe Hanns Friedrich:

Video 1:	1250 Jahre Bad Königshofen, 1991.	15 €
Video 2:	550 Jahre Stadtpfarrkirche Bad Königshofen,1993.	10 €
Video 3:	Der Todeszaun, 1994.	10 €
Video 4:	Beim frühen Morgenlicht: 50 Jahre Männerwallfahrt, 1995.	15 €
Video 5:	Rhöner Advents- und Weihnachtszeit, 1996.	10 €
Video 6:	Das Geheimnis des Steinplattengrabes, 1998	10 €
Video 7:	Das Gelübde – Männerwallfahrt, 2000	10 €
Video 8:	Als Zaun und Minen Menschen trennten, 1999.	12 €
Video 9:	Die 12 Heiligen Nächte, 2000.	10 €
Video 10:	Ratschen und Osterstorch, 2001	10 €
Video 11:	Plantanz Eyershausen, 2002	10 €
Video 12:	Johann Peter Herrlein, 2003	12 €
Video 13:	Plantanz Oberessfeld, 2004	10 €
Video 14:	1100 Jahre Burglauer, 1999	15 €
Video 15:	500 Jahre Schmalwasser, 2006.	10 €
Video 16:	950 Jahre Heustreu, 2007	10 €
Video 17:	150 Jahre Kolping Bad Königshofen, 2007	10 €
Video 18:	750 Jahre Reyersbach, 2008.	10 €
Video 19:	In Gottes Namen (Wallfahrt Hollstadt), 2004	10 €
Video 20:	Mit den Füßen beten (Wallfahrt Eyershausen), 2003	10 €

Die berühmte Orgelbauerfamilie Schlimbach aus Königshofen im Grabfeld

Das Orgelbauwesen in Unterfranken lag im 19. Jahrhundert fast ausschließlich in ihren Händen

Reinhold Albert

Barock und Rokoko haben im Frankenland neben so vielen anderen Kunstwerken auch eine an Orgeln kaum übersehbare Vielzahl erstehen lassen. Würzburg erlebte nun seine ruhmvollsten zwei Jahrhunderte als Stadt des Orgelbaus. Dieser war mit dem Namen Johann Hoffmann, Johann Georg Otto, vor allem aber mit den Namen Seuffert und Schlimbach verbunden.[1] Mit der zuletzt genannten Familie ist die Orgelbaukunst in Unterfranken im 19. Jahrhundert weitgehend bestimmt. Diese Familie stammte aus Königshofen im Grabfeld.

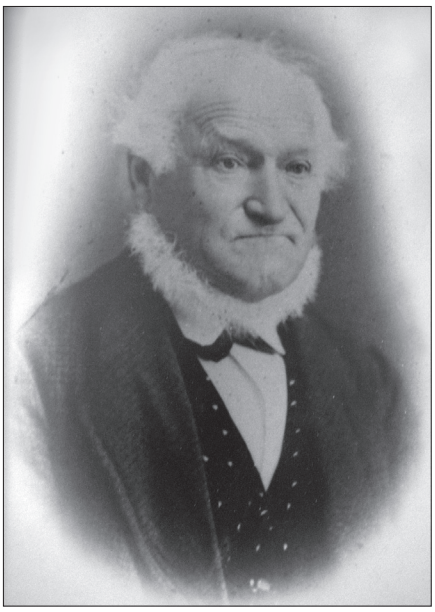
Johann Caspar Schlimbach (*1777 in Merkershausen † 1861 in Königshofen) erlernte bei Anton Walter in Wien Orgel- und Klavierbau[2] und arbeitete anschließend beim Würzburger Orgelbauer Franz Martin Seuffert. 1806 machte er sich in seiner Heimatstadt Königshofen im Grabfeld selbständig und baute seine erste Orgel für das dortige Elisabethaspital. Schlimbach baute noch einige kleinere Orgelwerke, wandte sich aber hauptsächlich dem Klavierbau zu.[3] 1810 schuf er zusammen mit seinem Cousin Bernhard Eschenbach den direkten Vorläufer des Harmoniums, die Aeoline. Sie fand starken Absatz, auch im Ausland. Bis 1860 baute er mit seinen Söhnen nicht weniger als 200 Stück. Dazu gesellten sich zwölf Orgeln und für Reparaturarbeiten war er eine gesuchte Kraft[4], denn Johann Caspar befasste sich ebenfalls mit dem Umbau von Orgeln, so z.B. bei der 1712 von Daniel Felix Streit aus Kulmbach geschaffenen Orgel von Irmelshausen.

Johann Caspar Schlimbachs Vater war Wirt und Schultheiß in Merkershausen, sein Onkel Johann Schlimbach Wundarzt und Schultheiß in Althausen (sein Epitaph findet sich an der Außenfassade der Pfarrkirche Althausen) und dessen Sohn, also Johann Caspars Cousin Nivardus Schlimbach, der letzte Abt des Zisterzienserklosters Bildhausen.[5] Er führte dieses vor der Säkularisation 1803 zu einer letzten Blüte und gründete 1811 die Pfarrei in seiner Heimatgemeinde Althausen.

Johann Caspar und Katharina Schlimbach, geborene Eschenbach, die 1806 heirateten, hatten sieben Kinder, und zwar

- Balthasar Philipp *1.4.1807 in Königshofen, † 30.8.1896 in Würzburg
- Michael *11.1.1810 in Königshofen
- Martin * 25.3.1811 in Königshofen, †1880 in Königshofen,
- Elisabeth * 18.6.1814 in Königshofen, † 10.10.1880
- Gustav * 13.11.1818 in Königshofen,
- Johann Kaspar * 3.1.1820 in Königshofen, + 15.10.1903 in Königshofen, und
- Dorothea * 26.6.1822 in Königshofen.

Hochbetagt starb Johann Caspar Schlimbach am 21. Mai 1861 nach einem arbeitsreichen Leben. Von seinen sechs Söhnen wurden fünf ebenfalls Instrumentenbauer. Sohn Martin führte den elterlichen Betrieb in Königshofen bis 1880 weiter. Er war hauptsächlich mit der Herstellung von Klaviaturen und Pfeifen für seine Brüder Gustav (er war Orgelbauer in Speyer) und Balthasar beschäftigt. Der bekannte Würzburger Piano-Fabrikant Niklaus Pfister (1837-1896) war sein Schwiegersohn.



Orgelbaumeister Balthasar Philipp Schlimbach, geb. am 1.4.1807 in Königshofen im Grabfeld, gestorben am 30.8.1896 in Würzburg.

Balthasar Schlimbach übernahm 1836 in Würzburg die Werkstatt des verstorbenen Orgelbauers Johann Philipp Adam Seuffert (1763-1834), dessen einziger Sohn kein Interesse am Beruf seines Vaters hatte.[6] Die Seuffert'sche Orgelbaufirma bestand seit 1723 und war vom Würzburger Fürstbischof als Hoforgelmacher ausgewählt worden.[7] Das Bistum Würzburg verdankt der Orgelbauerfamilie Seuffert weit über 300 Orgeln, darunter in Untereßfeld[8] und Alsleben (Pfarrkirche).

Balthasar Schlimbach hatte sich im väterlichen Betrieb mit gründlichen Kenntnissen im Orgel-, Klavier- und Aeolinenbau ausgerüstet. Seine Werkstatt errichtete er in Würzburg an der Stelle der ehemaligen Ludwigshalle in der Theaterstraße. Als Folge des Bahnhofsbaus 1852 wurde sie in die Haugerpfarrgasse 19 verlegt, wo dann 1864 noch ein eigener Orgelsaal erstellt wurde.

Die Anfänge als Orgelbauer waren für Balthasar nicht leicht; erst ab 1850 mehrten sich die Aufträge, begünstigt durch bewährte mechanische Verbesserungen an seinen Instrumenten, für die er sich das Urherberrecht aufgrund eines Privilegs des Königs Ludwig I. von Bayern gesichert hatte.

Balthasar Schlimbach baute während seiner etwa vierzigjährigen Tätigkeit 80 neue Orgeln, daneben vertrieb er eine größere Anzahl alter „Gebrauchtorgeln" an ärmere Gemeinden. Aus seiner Schule ist manch tüchtiger Orgelbauer hervorgegangen, wie z.B. Hermann Eule in Bautzen, Otto Rieger

Besonders stolz war Balthasar Schlimbach auf seine 1872 zusammen mit seinem Sohn Martin erbaute Orgel in Königshofen im Grabfeld. Es ist eine der größten Instrumente des Meisters. Für Balthasar muss es eine große Ehre gewesen sein, für seine Heimatstadt eine Orgel zu bauen, zumal auch sein Neffe Kaspar hier ansässig und tätig war. Hanns Friedrich stellte das Foto zur Verfügung.

in Jägerndorf (Schlesien) und Joseph Mühlbauer in Augsburg.

Die Schlimbach-Orgel in Bad Königshofen

Das Geschäft Seufferts in Würzburg war also in gute Hände gekommen. Balthasar Schlimbach führte die Seuffert'sche Tradition fort und den Würzburger Orgelbau zu neuer Blüte. Besonders stolz war Balthasar auf die 1872 zusammen mit seinem Sohn Martin erbaute Orgel in Königshofen im Grabfeld. Es ist eine der größten Instrumente des Meisters. Für Balthasar muss es eine große Ehre gewesen sein, für seine Heimatstadt eine Orgel zu bauen, zumal auch sein Neffe Kaspar hier ansässig und tätig war.[9] Der Prospekt ist zweitürmig und lässt das Westfenster der Kirche frei.[10]

Balthasars Ehe – er heiratete im selben Jahr, indem er sich in Würzburg niederließ, Babette Müller aus der Spatzenmühle in Kitzingen - entsprossen zwei Töchter und ein Sohn namens Martin Joseph (1841-1914). Dieser verhalf dem bereits in voller Blüte stehenden Geschäft als Nachfolger zu noch größerem Ansehen. Martin, der von seiner Ausbildung in Süddeutschland, so u.a. bei seinem Onkel Gustav Schlimbach in Speyer und bei Friedrich Hass in Luzern/Schweiz die Kenntnis und Fertigkeit im Bau der Kegellade mitbrachte und in die väterliche Werkstatt einführte, unterstütze ab 1863 seinen Vater in der Werkstatt.

1873 heiratete Martin Schlimbach Babette Gilgen und übernahm das Geschäft des Vaters als Alleininhaber. Mit Recht schätzte man Martin Schlimbach daheim und in der Fremde wegen seiner gutdurchdachten soliden Arbeit. Bis zum Ersten Weltkrieg baute er 180 Orgelwerke, überwiegend für die Mainzer Diözese, davon 50 größere mit mehr als 20 klingenden Stimmen. Das Schlimbach-Oeuvre beläuft sich auf rund 260 Nummern.[11] Wie sein Vater bildete auch Martin Schlimbach eine Anzahl Schüler aus, die später als Fachleute zu Ansehen kamen, u.a. Philipp Wirsching in Salein/Ohio, Anton Feith in Paderborn und Leopold Nenninger in München. Mit Martins Sohn Alfred Schlimbach (1875-1952) ging die ruhmvolle Überlieferung seiner Vorfahren zu Ende. Alfred lernte bei seinem Vater und war darauf bedacht, mit der Bautechnik der Zeit Schritt zu halten. So baute er ab 1910, drei Jahre vor seiner Geschäftsübernahme, nur noch pneumatische Trakturen. 1902 zog der traditionsreiche Betrieb in Würzburg in die Sieboldstraße 5. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 (kurz vor dem Krieg starb Martin Schlimbach) zwang zur Stilllegung des Betriebs. Es war leider ein Ende für immer, denn die schwierigen Nachkriegsverhältnisse ließen den Wiederaufbau nicht zu.

In diesem Haus in der nunmehrigen Martin-Reinhard-Straße in Bad Königshofen befand sich einst die Werkstatt der Orgelbauer Schlimbach.

Walter Schlimbach zeigt mit Stolz Werke seiner Vorfahren, die im 19. Jahrhundert in Unterfranken führend im Orgelbau waren.

Dr. Alfred Müller, der Neffe von Alfred Schlimbach, schrieb:[12] „*Mein kinderloser Onkel Alfred Schlimbach hatte von seinen sechs Schwestern genügend musikalisch und technisch begabte Neffen, die für den Wiederaufbau der Orgelbauanstalt Schlimbach in Frage gekommen wären (ich weiß noch, dass mein Großvater Martin Joseph Schlimbach den Namen Orgelfabrik entrüstet ablehnte!). Aber der Erste Weltkrieg verschlang die Mitarbeiter, die Inflation (1914-24) das Kapital und die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse den Mut des alternden Alfred Schlimbach. Schließlich wurde am 16.3.45 die Anstalt mit dem großen Orgelsaal, allen Zinnvorrat und dem gesamten Instrumentarium in der Sieboldstraße in Würzburg ein Opfer der englischen Brandbomben.*"

Orgeln eng mit dem Namen Schlimbach verbunden

Fast alle Orgeln in den katholischen Kirchen Würzburgs sind eng mit dem Namen Schlimbach verbunden, die den größten Orgelbaubetrieb in Unterfranken im 19. Jahrhundert führten. Der Würzburger Universitätsprofessor Prof. Dr. Oskar Kaul, der noch Einsicht in die im Zweiten Weltkrieg in Würzburg verbrannten Geschäftsbücher hatte, stellte fest, dass in den acht Jahrzehnten im heimatlichen Arbeitsfeld Mainfranken nur wenige Orte übrig bleiben, „*... in deren Gotteshäusern nicht ein Schlimbach'sches Werk das Lob des Schöpfers in doppeltem Sinn verkündet. Und vollends in Würzburg haben die drei Meister ihrer Kunst das bedeutendste Denk-*

[1] Dr. Walter Knote: Von alten und neuen Orgeln in Unterfranken. In: Die Mainlande – Geschichte und Gegenwart; heimatkundliche Beilage zur Main-Post, 4. Jahrgang Nr. 12-14/1953.

[2] Gleichmann: Der Erfinder des Harmoniums – Bayern, in Das Harmonium 9 (1911), S. 89.

[3] Gaby Schnabel: Die Schlimbach-Orgeln der Diözese Mainz in ihrer Eigenart und historischen Bedeutung - Wissenschaftliche Hausarbeit, vorgelegt in der Gesamthochschule Kassel 1981.

[4] Prof. Dr. Oskar Kaul: Von der Kunst des Orgelbaus in Würzburg. In: Die Frankenwarte – Blätter für Heimatkunde, Beilage zum Würzburger General-Anzeige, Nr. 8/1938.

[5] Kaul, ebd.

[6] Prof. Dr. Oskar Kaul: Von der Kunst des Orgelbaus in Würzburg. In: Die Frankenwarte – Blätter für Heimatkunde, Beilage zum Würzburger General-Anzeige, Nr. 47/1937.

[7] Dr. Rudolf Walter: Der Würzburger Hoforgelmacher Johann Philipp Seuffert. In: Die Mainlande – Geschichte und Gegenwart; heimatkundliche Beilage zur Main-Post, 12. Jahrgang Nr. 17/1961

[8] 1936 renovierte die Fa. Weise aus Plattling die Orgel in Untereßfeld unter Beibehaltung der alten Seuffert'schen Disposition von 1758 und erweiterte diese stilgemäß. Sie gehört heute zu den vortrefflichsten Werken in Unterfranken.

[9] Hermann Fischer/Theodor Wohnhaas: Historische Orgeln in Unterfranken, München-Rürich 1981

[10] Dr. Annette Faber: Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt Bad Königshofen. In Schnell, Kunstführer Nr. 240, Regensburg 2010.

[11] Fischer/Wohnhaas, ebd., S. 26

[12] Schreiben vom 3. Januar 1976 an Dr. Theodor Wohnhaas, das von Walter Schlimbach z.V. gestellt wurde.

mal gesetzt. Von der Geschäftsgründung an bis weit ins 20. Jahrhundert hinein lag das hiesige Orgelbauwesen fast ausschließlich in ihren Händen. Welche unter den vielen Würzburger katholischen Kirchen und Kapellen es auch sei, mit jeder ist der Name Schlimbach durch die Ausführung eines Orgelneubaus oder – umbaus verbunden.“[13]

Die Schlimbach-Orgeln waren immer auf die Gegebenheiten des Raumes zugeschnitten - akustisch und architektonisch. Dafür spricht auch die Tatsache, dass die Teile alle in der eigenen Werkstatt hergestellt wurden, je nach den Plänen für eine bestimmte Orgel. Walter Schlimbach aus Bad Königshofen, ein Enkel des Johann Kaspar, schreibt dazu: „*In meinem Wohnhaus in der Martin-Reinhard-Straße 17 in Bad Königshofen wurden die Orgeln gebaut und zwar auf dem Speicher, der dafür doppelgeschössig war. Die Orgeln wurden zusammengebaut, alles in echter Handarbeit von der Pfeife bis zur Taste, wurden dann bespielt und auf Klangreinheit geprüft, dann total auseinandergenommen und am jeweiligen Ort wieder aufgebaut, bis nach Moskau.“*

Hermann Fischer und Theodor Wohnhass schreiben in ihrem 1981 erschienenen Buch über historische Orgeln in Unterfranken: *„Die Schlimbach-Orgeln erkennt man an verschiedenen Eigenheiten; so ist das zweite Manual häufig als Unterwerk mit liegend untergebrachten Holzpfeifen gebaut; die Kegelhubmechanik ist ganz eigentümlich konstruiert, wie auch verschiedene andere mechanische Vorrichtungen; die Register sind stabil gebaut und besonders die Gedackte teilweise ausnehmend schön intoniert. Die Schlimbachschen Orgelprospekte verdienen eine eigene Würdigung. Die älteren Schleifladenwerke Balthasars sind entweder in spätklassizistischer Manier oder in einem farb- und phantasielosen Historismus gehalten. In der Ära der Söhne jedoch gewannen vor allem die neugotischen Prospekte an Qualität, zumal Schlimbach mit namhaften Kunstschreinern zusammen arbeitete; die Spätwerke mit den hervorragend von Schiestl oder Schlegelmünich geschnitzten „spätgotischen“ Scheinprospekten und mit geschmackvoll gestalteten Jugendstilprospekten sind bemerkenswert und gehören zu den Spitzenprodukten des süddeutschen Orgelbaus jener Zeit.“*

Leider sind die meisten Schlimbach-Orgeln im Zweiten Weltkrieg zerstört oder aus Unkenntnis in der Nachkriegszeit beseitigt worden. Im Altlandkreis Königshofen im Grabfeld werden noch sieben von der Familie Schlimbach gebaute Orgeln bespielt, und zwar in Bad Königshofen (kath. Stadtpfarrkirche), Ottelmannshausen, Alsleben (Ursulakapelle), Obereßfeld, Eyershausen, Gabolshausen, Merkershausen und Großeibstadt.[14]

[13] Kaul, a.a.O.

[14] Josef Stöger: Die Orgeln der katholischen Kirchen im Grabfeld, Dekanat Königshofen, 1947

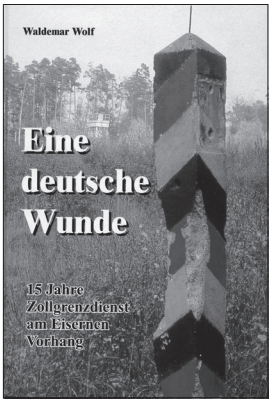
Literaturschau 2010

WALDEMAR WOLF

Eine deutsche Wunde

15 Jahre Zollgrenzdienst am Eisernen Vorhang; 192 Seiten; 14,80 Euro; erschienen bei: Papier-Hofmann-Druck, Inh. Jürgen Sommerer, Bahnhofstraße 27, 97737 Gemünden a. Main, Telefon 09351 3237; Telefax 09351 4437; email: buecher@hofmann-buch.de

15 Jahre lang, von 1952 bis 1967, war Waldemar Wolf in der Rhön Zollgrenzbeamter an der innerdeutschen Grenze. Diese Zeit hat ihn stark geprägt, der Landschaft mit ihren Menschen ist er noch heute verbunden. Das hat ihn dazu geführt, zum 20. Jahrestag der Wiedervereinigung ein Buch zu schreiben, das seine Erlebnisse aus jener Zeit ebenso schildert wie seine Freude, dass Stacheldraht und Mauer fielen. „Eine deutsche Wunde -15 Jahre Zollgrenzdienst am Eisernen Vorhang“ heißt das Werk mit 192 Seiten und vielen schwarzweiß-Bildern aus jener Zeit.



Wolf, Jahrgang 1930, erzählt vom Mord an seinem Kollegen Gerd Palzer ebenso wie von kleinen Begebenheiten, etwa einem heftigen Rhöngewitter, Flüchtlingen in Richtung Osten, einem Beinahefeuer durch eine Leuchtkugel oder dem völlig unerwarteten Wiedersehen mit seinem einstigen Lehrer in einem einsamen Winterwald. Da gab es die GI‘s, die ihn mit der Waffe im Anschlag verhafteten, weil sie den grauen Klepperumhang für eine NVA-Uniform hielten; die Abhörgeräte, die in einer Schutzhütte versteckt waren oder der harte Grenzgang ohne Zündhölzer für den Glimmstängel.

Beim Lesen wird die damalige Zeit lebendig, Lebensumstände, die man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann. Damit wird Waldemar Wolf ein Zeitzeuge, der mit diesem Buch voll von Erinnerungen das alltägliche Leben festhält. Festhält für die Nachwelt, für die, die sich Stacheldraht und Minen nicht mehr vorstellen können. Festhält für die, welche die Wiedervereinigung für selbstverständlich halten, die das Leid der Menschen und die Ungerechtigkeit und Unterdrückung klein reden wollen.

GERT STOI

Das Arbeitserziehungslager Römhild 1943 – 1945

Dokumentation eines Verbrechens
Verlag: Salier-Verlag; ISBN 978-3-939611-41-7; Euro 19,90

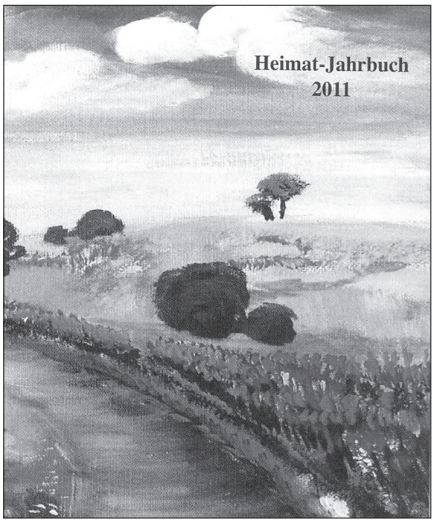
Während der NS-Herrschaft befand sich nahe der thüringisch-bayerischen Grenze im Basaltsteinbruch der Stadt Römhild auf dem Großen Gleichberg ein so genanntes „Arbeitserziehungslager“ der Gestapo Weimar. Hier mussten „Arbeitsunwillige“ in einer sechs-bis achtwöchigen Haft Zwangsarbeit leisten. Zahlreiche Häftlinge fielen dabei den unmenschlichen Lagerbedingungen zum Opfer.

Der Historiker Gert Stoi dokumentiert in seinem Buch erstmals umfänglich die Entstehung, Lage und Einrichtung des AEL Römhild. Ehemalige Häftlinge kommen zu Wort und schildern die qualvollen Arbeits- und Lebensbedingungen. Bei der Auflösung des Lagers im April 1945 kam es zu Massenerschießungen. Den sich anschließenden „Todesmarsch“ überlebten nur wenige Häftlinge.

Der Autor geht in seiner Dokumentation auch auf die juristische Aufarbeitung dieses in der Öffentlichkeit wenig bekannten NS-Verbrechens ein. Die bisherigen Bemühungen der Stadt Römhild und ihrer Bevölkerung, einen würdigen Umgang mit dem schweren historischen Erbe zu finden, ist ebenfalls Gegenstand seiner Analyse.

Beiträge aus dem Königshöfer Grabfeld im Heimatjahrbuch Rhön-Grabfeld 2011:

REINHOLD ALBERT
- Das Atelier Warrings in Bischofsheim/ Rhön
- Den ältesten „Unterfranken“ bei Schwanhausen entdeckt
- Fotoschätze aus der Registratur des Landratsamtes
- Historische Karten aus der Sammlung Elfriede Herda (11) – Der Milzgrund



Literaturschau 2010

- Sagen aus der Rhön und dem Grabfeld (4)
- Das Dreikönigssingen in Königshofen im Grabfeld
- Siegfried Schwinn baut Modell historischer Bauwerke

FREDI BREUNIG
– Döff doss doss?

DR. ANNETTE FABER
- 400 Jahre Ev.-luth. Kirche Sondheim / Grabfeld

BERNHARD FREUND
– So redde mei halt off Wülferschäuuser Dialekt

FRIEDRICH HANNS
- Der hl. Aloysius in der Pfarrkirche von Bad Königshofen
- Fladunger Musik vom Kirchturm - ein Gelöbnis

HAMM LEO W.
- Die Wallfahrt von Merkershausen nach Vierzehnheiligen

THEO HERBERT
- Rhön-Grabfeld und das Kaiser-Wilhelm-Institut

CORDULA KAPPNER
- Schicksale der Familie Wolfrom aus Kleineibstadt

HEINRICH MEHL
- Lern-und Berufsjahre in Rhön-Grabfeld – Blick eines Volkskundlers auf die Jahre 1954 -1975

DR. KARL RÜGHEIMER
- Erinnerungen an die Zeit nach dem 1. Weltkrieg

ELKE SCHRENK
- „Was kann denn schon aus Junkershausen kommen

LOTTE UHLEIN
- Die Welt is schöe! (G)

ROSWITHA ALTRICHTER / DR. ANNETTE FABER / REINHOLD ALBERT / HANNS FRIEDRICH / STEFAN KRITZER

Kirchen im Landkreis Rhön-Grabfeld

Verlag: Rötter Druck Bad Neustadt, ISBN 978-3-939959-06-9, Preis 11,95 €.

Die Kulturagentur des Landkreises Rhön-Grabfeld ist der Herausgeber eines 270 Seiten umfassenden Buches, in dem alle Kirchen im Landkreis Rhön-Grabfeld ausführlich in Wort und Bild vorgestellt werden. Es wurde verfasst von der Hauptkonservatorin beim Landesamt für Denkmalpflege, Dr. Annette Faber, der Kulturreferenten der Stadt Bad Neustadt, Roswitha Altrichter sowie den Kreisheimatpflegern Reinhold Albert und Stefan Kritzer. Einen Großteil der Bilder steuerte Kreiskulturreferent Hanns Friedrich bei. Ein lesenswertes, sehr übersichtlich gestaltetes Büchlein, das in keinem Haushalt fehlen sollte.

BIRGIT JAUERNIG

Trachtengraphik aus Südthüringen

Zum Kleidungsverhalten im fränkisch-thüringischen Raum im 19. Jahrhundert. 19,50 Euro. ISBN 3-930531-03-8

Der Band zur ländlichen Kleidung im südthüringisch-fränkischen Grenzraum von Dr. Brigit Jauernig ist eine willkommene und wichtige Darstellung der historischen und volkskundlichen Wirklichkeit in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Eine 1979 von der Landesbibliothek Coburg erworbene Mappe mit ca. 140 Handzeichnungen wird hier zur Grundlage der Forschung über Kleidungsformen und Tragegewohnheiten. Die Grafiken darunter, auch die Tracht von Breitensee, wurde im Auftrag des Meininger Landeskundlers Georg Brückner um 1850 von etwa dreißig Gewährspersonen vor Ort angefertigt.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts entstandene Trachtenskizzen von Breitensee.

Verein für Heimatgeschichte im Grabfeld e.V.

Museumspädagogisches Zentrum (MPZ)
im Vorgeschichtsmuseum Bad Königshofen i. Gr.

Ich,

.....

geb. am:

.....

erkläre hiermit, daß ich dem Verein für Heimatgeschichte im Grabfeld e.V. / Museumspädagogischen Zentrum (MPZ) bis auf schriftlichen Widerruf als Mitglied beitrete.

Mit der Satzung und dem Mitgliedsbeitrag von 20,- Euro jährlich bin ich einverstanden.

Anschrift:

.....
Straße, Hausnummer

.....
Postleitzahl/Wohnort

.....
Telefon-Nummer

Bankverbindung:

.....
Konto-Nummer: Bankleitzahl

.....
Kreditinstitut

.....
Ort/Datum

.....
Unterschrift

M P Z

GERHARD WINKEL

Vier Jahrhunderte Brandgeschichte Römhilds

Bei einem Gang durch die Straßen Römhilds fallen aufmerksamen Besuchern an vielen Gebäuden Jahreszahlen aus vielen Jahrhunderten auf.[1] Anlass für das Anbringen dieser Jahreszahlen war der Wiederaufbau der Häuser nach Bränden, teilweise mit verheerendem Ausmaß, mit denen die kleine Stadt Römhild in ihrer Geschichte zu kämpfen hatte. Die Jahreszahlen sind der Beweis dafür, dass die Bürger stets in verhältnismäßig kurzer Zeit ihre Häuser neu aufbauten. Immer wieder fragt man sich heute, warum sich in früheren Jahrhunderten die ausgebrochenen Brände zu solch oftmals verheerenden Brandkatastrophen entwickeln konnten, und welche Möglichkeiten es überhaupt gab, dagegen anzukämpfen.

Mit der Gründung von geschlossenen Siedlungen und später Städten, wuchs die Gefahr der Vernichtung der Orte durch Brände. Auf engstem Raum innerhalb der Mauern drängten sich die Wohnhäuser, aber auch das gesamte Gewerbe war dort ansässig. Die Häuser, durchweg aus Holz gebaut, nur wenige aus Stein, die Dächer mit Schindeln oder anderem brennbarem Material gedeckt, zur Beleuchtung Lampen mit Kerzen oder Öl, Heizung nur mit Holz oder Reisig, eine umfangreiche Viehhaltung und damit Lagerung von Heu und Stroh in großen Mengen - das waren die äußeren Umstände. Die Löschgeräte zu dieser Zeit waren verhältnismäßig wenig wirksam. Feuereimer, Haken zum Einreißen und Leitern waren wohl das Einzige, was es damals gab. Wasser gab es nur in den wenigen Brunnen innerhalb der Stadtmauern oder aus durchlaufenden Gräben und Flüssen. Solche Verhältnisse waren auch für Römhild zutreffend. Ein Brand, der nicht in der Entstehung erkannt wurde, musste sich so immer zu einer Katastrophe entwickeln.

Die Stadt Römhild hatte in ihrer Geschichte mit einer ganzen Reihe von solchen Brandkatastrophen zu kämpfen. Aber nur weniges aus der Zeit vor 1600 ist uns überliefert geblieben. Ursache dafür ist, dass 1609 und 1676 jedes Mal das Rathaus mit abbrannte und dabei alle Urkunden und Akten vernichtet wurden. So sind uns nur noch Angaben über den Brand von 1539, als ein Großteil des Schlosses abbrannte, und von 1559 über einen großen Brand in der Vorstadt überliefert. Außerdem ist uns noch ein Brand vom Jahr 1607 in einem Wohnhaus der Vorstadt bekannt.

Dann kam das Jahr 1609, das für die Brandgeschichte Römhilds denkwürdigste Jahr. Bereits am 3. September 1609 brannten in der Vorstadt drei Scheunen ab. Das war aber nur ein trauriges Vorspiel zu dem, was Römhild vier Tage später treffen sollte, was am 7. September 1609 in den Abendstunden zwischen 18.00 Uhr und 19.00 Uhr über Römhild hereinbrach.

In einer Scheune unweit des Schlosses innerhalb der Stadtmauern brach ein Brand aus, der innerhalb einiger Stunden bis auf einige wenige Gebäude ganz Römhild in Schutt und Asche legte. Der damals in Römhild wirkende Superintendent Noah Otto, als Augenzeuge dieser Tage schrieb hierüber einen genauen Bericht, der für uns heute die wesentlichste Quelle über dieses Brandunglück ist. In der „Kirchen-, Schul- und Brandhistorie der Stadt Römhild“ von Diakon Johann Caspar Wetzel, gedruckt 1735 in Römhild, einem für Römhild wichtigem Buch für die Geschichte der Stadt, ist dieser Bericht enthalten, der erst 1716 bei einer Turmreparatur in der Turmkugel wieder aufgefunden worden war.

Brandkatastrophe in Römhild im April 1891.

Noah Otto schreibt u.a.: „*Man Unterstunde sich zwar zu löschen, war aber alles Wasser und der Personen zu solchem Feuer zu wenig.*“ und „*... weil die Lohe so schnell und geschwinde von der Lufft dahin getrieben wurde, wollte kein Löschen helffen. Es ging immer ein Hauß, eine Scheune nach der anderen an, daß die Bürgerschafft am Löschen verzagte, ein jeder zu dem Seinen auszuflöhen zulieffe... Wie die Lufft damals gienge, hätte das Feuer an keinem gefährlicheren Orte auskommen können. Man stürmte zwar mit allen Glocken, das Land-Volck kam auch von allen Seiten zugelaufen, war aber schon zu lange Beharret, das Feuer hatte allbreit überhand genommen, die Scheunen voll dürres Getreides fingen wie Zunder. Darum halff das Land-Volck zum theil nur zum ausflöhen.*“ (ausflöhen = ausräumen, retten; Stürmen = mit Glocken Alarm schlagen)

In wenigen Stunden verbrannte fast alles innerhalb der Stadtmauern. Insgesamt waren es 138 Wohnhäuser, teils mit zwei oder drei Wohnungen mit den dazugehörigen Stallungen und Scheunen außerhalb der Mauern in der Cent. Ebenso das 1605 erbaute Rathaus mit allen Urkunden und Akten, die Schulen, die Türme auf der Mauer und vieles mehr.

Stehen blieben nur das Schloss, die Kirche, bei der das Dach angegriffen war und die Turmspitze einschließlich der Glocken mit verbrannte, die Superintendur und drei kleinere Häuser hinter der Kirche. Die Not der Bevölkerung war groß. Viele hatten kaum etwas gerettet. Schon einige Tage nach diesem Brandunglück setzte Hilfe aus dem ganzen Land ein. Geld, Bekleidung, Lebensmittel, Futter fürs Vieh u.v.m. trafen in Römhild ein und die Bürger kamen bei vom Feuer verschonten Mitbürgern oder in den Nachbarorten unter. Bald darauf setzte der Wiederaufbau ein, und bereits 1611 waren die ersten Häuser wieder fertig.

Die Brandursache war nach der Überlieferung Brandstiftung. Der Brandstifter wurde in Coburg durch den Strang gerichtet.

Nachdem in den Folgejahren die Bürgerww ihre Heimatstadt wieder aufgebaut hatten, die Folgen aus Drangsal, Pest und Not des 30jährigen Krieges einigermaßen getilgt und überwunden waren, traf Römhild der nächste Schicksalsschlag. Am 1. Oktober 1676, nachts zwischen 3 und 4 Uhr, brach in einem Gebäude hinter dem Rathaus (heutiger Töpfermarkt) wiederum ein Brand aus, bei dem elf Wohnhäuser, das Rathaus und die lateinische Schule abbrannten. Nun fielen wieder alle Akten und Unterlagen den Flammen zum Opfer. Zum Rathaus berichten alte Unterlagen, dass es bereits 1679 einschließlich Turm wieder aufgerichtet war, aber noch in der Bauphase des Gebäudes am 20. Mai 1680 in sich zusammenstürzte.

Bereits 48 Jahre später wurde Römhild wieder von einem neuen Brandunglück heimgesucht. In der Nacht zum 12. April 1714 brach in der heutigen Apothekergasse Feuer aus, welches zwischen der Apothekergasse und dem Schloss mehr als 50 Wohnhäuser, Stal-

lungen und Scheunen vernichtete. Das waren mehr als ein Viertel des gesamten Gebäudebestandes innerhalb der Stadtmauer. In einem Brief des Bürgermeisters an andere Städte mit Bitte um Spenden heißt es u.a.: *„Die Stadt Römhild durch göttliche Verhängnis kurtz verwichener Zeit eine solch verderbliche Feuersbrunst betroffen, das dadurch fast die halbe Stadt in Asche gelegt, bey 140 Familien in gäntzlichen Ruin gestürtzet worden.“*

Aber der nächste Brand ließ nicht lange auf sich warten. Schon neun Jahre später traf Römhild das nächste Unglück. Am 15. Juli 1723, in der Nacht, fiel das bereits 1676 schon einmal abgebrannte Viertel zwischen Rathaus und Kirche wiederum dem Feuer zum Opfer. Diesmal konnte zwar das Rathaus gerettet werden, aber 15 Wohnhäuser, die Apotheke, die beiden Kaplanswohnungen und die deutsche und lateinische Schule brannten nieder.

Mit diesem Brand hatten nun erst einmal die schrecklichen Brandunglücke innerhalb der Wohnbereiche der Stadt Römhild ihr Ende. In nur 114 Jahren waren innerhalb der Stadtmauer vier große Brände ausgebrochen und hatten verschiedene Gebäude bis zu dreimal vernichtet. In dieser Zeit hatte sich aber auch die Löschtechnik erheblich verbessert. Während z.B. 1609 noch keinerlei Spritzen in Römhild vorhanden waren, so sind in einer Feuerordnung aus dem Jahr 1724 bereits vier Feuerspritzen nachgewiesen.

Aus dem Jahr 1751 ist ein großer Scheunenbrand überliefert, bei dem in der „Cent“ 18 Scheunen abbrannten. Der Brand wurde von einer ledigen Bürgerin aus Römhild aus Rache gegen einen Mitbürger gelegt. Die Brandstifterin wurde zum Tode verurteilt und gehängt.

Noch einmal kam es am 23. Juli 1857 mittags im gleichen Bereich zu einem Scheunenbrand, bei dem 22 Scheunen abbrannten. Über diesen Brand ist uns ein umfangreicher Bericht des damaligen Bürgermeisters Kirchner überliefert. Dieser Bericht ist heute für uns in vielen Punkten äußerst interessant. So waren Mannschaften und Geräte aus 35 Ortschaften eingesetzt, dazu kam eine Abteilung Militär aus Meiningen, die am Abend hier eintraf. Für die 1855 gegründete Freiwillige Feuerwehr Römhild war es der erste große Einsatz. Die ebenfalls 1855 angeschaffte neue Feuerspritze der Stadt musste sich erstmalig bewähren.

Die beiden Fotos entstanden nach der Brandkatastrophe in Römhild im April 1891.

In den Folgejahren gab es in Römhild eine ganze Reihe von kleineren Bränden, die aber immer wieder schnell gelöscht werden konnten. Am 1. Dezember 1885 brannten in der Vorstadt zwischen der herzoglichen Domäne und dem Haus Loos drei Wohnhäuser und einige Gutsgebäude ab, aber nur das Haus der Fam. Zetzmann und die Stallgebäude des Guts wurden wieder aufgebaut.

Bereits am 16. September 1886 brannten fünf Häuser in der Griebelstraße zwischen der Schlossgasse und dem Haus Mundschenk völlig ab. Auch hier wurden nur vier Häuser wieder aufgebaut. Dadurch war es möglich, die recht enge Schlossgasse auf ihre heutige Breite zu bringen.

Am 19. Februar 1889 brannten auf dem Töpfermarkt zwei Wohnhäuser ab. Zu diesem Brand ist noch bemerkenswert, dass der damalige Bürgermeister Wehle in einem Bericht schreibt: *„...das es nur dem Vorhandensein der Hochdruckwasserleitung, welche sich bei dem Brande vorzüglich bewährte, zu danken, dass ein weiteres Umsichgreifen des Brandes verhindert werden konnte.“* Die Hochdruckwasserleitung mit einem engmaschigen Hydrantennetz mit dem Wasser aus dem Gleichberggebiet wurde in Römhild 1888 erbaut. Dadurch konnte man im Stadtgebiet bei Bränden über erheblich mehr Wasser und vor allem in kürzester Zeit verfügen.

Eines der wohl schwersten Brandunglücke traf die Stadt Römhild in der Nacht vom 17. zum 18. April 1891. Am Abend zwischen 9 und 10 Uhr brach in einer Scheune in der Unteren Marktstraße ein Feuer aus, das sich durch einen heftigen Aprilwind recht schnell zu einer Brandkatastrophe ausweitete. Innerhalb kurzer Zeit standen die Gebäude rechts und links des Marktes in Flammen. Das Flammenmeer reichte vom Haus Schüler bis zum Haus Winkel auf der einen Seite, von der Apothekergasse bis zum Haus Frauenberger auf der anderen Seite. Dazu wurden noch Gebäude in der Webergasse betroffen.

Viel Hilfe beim Löschen kam von außerhalb. 16 Feuerwehren aus dem Meininger Gebiet, 7 Feuerwehren aus bayrischen Gemeinden und dazu Militär aus Hildburghausen versuchten, der Flammen Herr zu werden. Gegen diesen gewaltigen Feuersturm war man aber machtlos und konnte nur ein weiteres Ausbreiten verhindern. 32 Wohnhäuser verbrannten vollständig oder teilweise, dazu 63 Nebengebäude, eine Bürgerin kam dabei ums Leben. Insgesamt verloren 70 Familien ihr Hab und Gut. Nach Angaben des damaligen Bürgermeisters Wehle betrug der Sachschaden mehr als 600.000 Mark. Eine für diese Zeit gewaltige Summe. Davon waren 500.000 Mark durch Versicherungen gedeckt, aber zehn Familien waren nicht versichert.

Unmittelbar danach setzte aus dem ganzen Land eine umfangreiche und noch nie gekannte Hilfsaktion ein; von staatlicher Seite, aber auch durch private Spenden. Geld- und Sachspenden kamen in großem Menge, selbst aus den USA schickte Christian Heurich 10.000

Otto Schulz

Neues Hoffen

In tiefen Wäldern liegt noch Schnee,
Schmelzwasser rauschen durch die Auen.
Bald wird die harte Erde tauen
und auferstehn aus Nacht und Weh.
Wohl fließt bis dahin noch mancher Tag
ins große Meer der Ewigkeiten,
doch sieh, es knospen schon die Weiden,
und schüchtern klingt der Amsel Schlag.
Drum sei nicht bange, Menschenherz,
wenn auch die Winterstürme toben.
Trag‘ mutig nur dein Haupt erhoben.
Was bangst du noch im herbem Schmerz?
Einmal ist alles Winterleid verronnen
in dem Lenzeswehen,
Dann soll die Welt dich freudig sehen;
denn auch für dich ist Frühlingszeit!

[1] Im Jahr 2000 erschien aus Anlass der Wiederkehr der ersten urkundlichen Erwähnung Römhilds im Jahre 800 ein von der Stadt herausgegebenes Heimatbuch, bei dem Kerstin Schneider die Redaktion inne hatte. In diesem Geschichtsbuch veröffentlichte Gerhard Winkel Beiträge zur Feuerwehrhistorik. Nachfolgende daraus ein gekürzter Beitrag über die Brandgeschichte.

Mark. Beim Wiederaufbau der Wohnhäuser wurden auch hier einige Grundstücke zusammengelegt und die Errichtung von Brandmauern gefordert. So sind heute in diesem Bereich Brandabschnitte von jeweils zwei Wohnhäusern eingerichtet worden.
Auch nach diesem Brand versuchten die Bürger, ihre Grundstücke so schnell wie möglich wieder aufzubauen, und das heutige Stadtbild im Bereich des Marktes und der Dr.-Hönn-Straße ist das Ergebnis davon.
Aber schon am 18. August 1893 brannten am Milzer Weg sieben Scheunen vollständig ab und bereits am nächsten Tag noch einmal ein Stall im selben Bereich. Die Ursache war beide Male vorsätzliche Brandstiftung. Der Verursacher verstarb jedoch vor seiner Verurteilung in der Untersuchungshaft. Bereits am 3. Juli vernichtete das Feuer wiederum mehrere Wohnhäuser. In der Schlundgasse-Ecke an der Mauer fielen vier Wohnhäuser den Flammen zum Opfer. An dieser Stelle wurden keine Wohnhäuser mehr errichtet.
Danach kam es immer wieder zu Bränden an Scheunen und Wohnhäusern, ohne dass übermäßig großer Schaden entstand. Doch schon am 8. Mai 1907 brannte es das nächste Mal im Wohnbereich. Am Unteren Turm wurden drei Wohnhäuser ein Opfer der Flammen, verursacht von einem Kind, das im Stall zündelte. Auch hier wurde danach nur ein Haus wieder aufgebaut. Dadurch konnte die Straße am unteren Turm und an der Mauer verbreitert werden.
Der letzte größere Brand im Wohnbereich Römhilds im 20. Jahrhundert ereignete sich am 4. November 1913, als nochmals vier Wohnhäuser, Ställe und Schuppen in der Schlundgasse abbrannten.
Bemerkenswert ist noch der Brand im städtischen Basaltwerk am 3. März 1932, bei dem dieser für die Stadt bedeutungsvolle Betrieb vollständig vernichtet wurde.
Natürlich gab es in diesem Jahrhundert bis zum heutigen Tage noch viele Brände, oftmals kleineren Ausmaßes. Rückblickend auf rund vier Jahrhunderte Brandgeschichte der Stadt Römhild darf festgestellt werden: Die Bürger Römhilds haben nie verzagt und ihren Heimatort immer wieder nach solch schweren Prüfungen durch große Brandkatastrophen neu aufgebaut.

Gerhard Winkel (81 Jahre), der Autor dieses Beitrags, war ab 1949 Leiter der Feuerwehr Römhild und von 1956 – 1992 Wehrbereichsleiter im Bereich Römhild. Er hat mit Feuerwehrkameraden in Römhild 1990 ein sehenswertes Feuerwehrmuseum aufgebaut, durch das er gerne führt (Voranmeldung unter 036948/20373 erwünscht). Zu sehen sind zahlreiche Fahrzeuge und Gerätschaften aus der Geschichte der Brandbekämpfung.

Leni Scheider

Wiedervereinigung am 3.10.1990

Wir stehen hier im deutschen Land,
auf altem deutschen Boden
und geben uns're Freude kund
mit Singen und mit Loben.

Die Herzen sprühten der Sehnsucht voll,
zu Freunden hingezogen,
gern wären wir den Vögeln gleich
übers Hindernis geflogen.

Wir haben alle es gewünscht,
doch keiner wagt's zu glauben,
dass je der Eiserne Vorhang fällt
mit Toren und mit Schrauben.

Am 9. November in der Nacht,
zersprang das eiserne Band,
die Ängste fall'n, die Freiheit siegt
und Tränen rollen auf's Land.

Der Weg war für ein Deutschland frei,
für eine heile Welt,
ohne Krieg und ohne Streit,
viel mehr als Gut und Geld.

Der Glockenklang ermuntert uns,
schallt über Lande weit:
Friede, Freiheit, Einigkeit,
zum Teilen seid bereit!

Gott öffne uns Herzen, Seel und Ohr,
er lehr es uns versteh'n,
dass wir den neuen, schweren Pfad
gemeinsam wollen geh'n.

Gustav Tschochner

Französische Kriegsgefangene in Königshofen (1794-1796)

Die Ideen der Französischen Revolution drangen schon 1789 über die Grenzen Frankreichs vor, so auch in die österreichischen Niederlande, das heutige Belgien. Als dort Unruhen ausbrachen, bat Kaiser Leopold II. 1790 den Würzburger Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal (1779-1795) um militärischen Beistand. Einer vertraglichen Vereinbarung gemäß, die 1793 verlängert wurde, stellte das Hochstift Würzburg dem Kaiser etwa 2500 Soldaten und damit fast seine gesamte „Armee“ zur Verfügung. Sie kam als Besatzung auf die Festung Luxembourg. Mit der Kriegserklärung Frankreichs an Österreich und Preußen, die erste Koalition, begann im April 1792 eine über 20 Jahre dauernde Abfolge von Kriegen, die nur von wenigen kurzen Friedenszeiten unterbrochen wurde.

Der Versuch Franz Ludwigs, neutral zu bleiben, misslang, und ab März 1793 war das Hochstift als Teil des Deutschen Reiches und des Reichskreises Franken am Krieg gegen Frankreich beteiligt.[1] Die Verbündeten, zu denen jetzt auch Großbritannien, Spanien, Holland, Portugal, Sardinien und Neapel gehörten, konnten den Franzosen zunächst die meisten der von diesen 1792 besetzten Gebiete, darunter auch Mainz, abnehmen. Doch brachte das von L. Carnot aufgestellte und gut ausgebildete Massenheer eine neue Wende zugunsten der Revolution, und zum Jahresende 1794 standen die beiden Niederlande, Mainz, ja alles Land links des Rheins wieder unter französischer Herrschaft.

An diesem Jahresende 1794 kündigte die Regierung in Würzburg in einem Schreiben vom 24. Oktober an den Stadtpfarrer an, dass „*eine Anzahl französischer Kriegs-Gefangenen in die Festung Königshofen eingenommen werden solle*“. Von „*Sr. Hochfürstlichen Gnaden [sei] entschieden worden*“, dass die Schule und das Kirchnerhaus, also die Gebäude zwischen Pfarrhaus und Juliusspital, für die Wachmannschaft zu räumen seien. Den Lehrern der Knaben wurde im „Wechterswinkler Kastenhof“ [Schranne] Wohn- und Unterrichtsraum zugewiesen, die Mädchen unterrichtete man im Rathaus. Die Gefangenen selbst wurden in der Kaserne untergebracht, nachdem sie wohl während des Monats November in der Festungsstadt eingetroffen waren, denn schon am 10. Dezember ging es in einem Schreiben der Regierung um die „*daselbst* [= in Kön.] *befindlichen französischen Kriegsgefangenen*.“[2]

1. Wo und wann waren die Franzosen in Gefangenschaft geraten?

Darüber erfahren wir nichts, vielleicht waren sie nicht erst 1794 gefangen genommen worden, sondern schon früher und wurden jetzt aus der Nähe des Kriegsschauplatzes entfernt und in das anscheinend sichere Hinterland (Grabfeld) gebracht.

2. Wie viele Gefangene kamen nach Königshofen und wie lange blieben sie?

In einem Artikel in den „Blättern für Heimatkunde“ heißt es, ohne Nennung einer Quelle, es seien „*an die 490 Mann*“[3] gewesen. Jedenfalls handelte es sich um eine erste Gruppe von Franzosen, die fast ein Jahr, von November 1794 bis zum 19. September 1795, in der Festungsstadt eingesperrt waren. Zwei Monate später trafen am16. Dezember 1795„*397 et 19 Officiers*“[4] hier ein. Man führte sie schon am 1. Februar 1796 von Königshofen weg, wohin, ist uns genauso wenig bekannt wie bei der ersten Gruppe. Rätsel gibt in diesem Zusammenhang eine Stelle aus dem Ratsprotokoll vom 9. April 1796 auf, wo der Stadtschreiber die Warnung des Rates der Stadt an die Bürger festhält, *„ daß sich niemand mit den[!] dahier befindlichen französischen kriegsgefangenen Offizier mit Borgung Geldes – oder anderes einlaßen möge [...]*)[5] Wir kennen den Grund nicht, warum er, anscheinend als einziger der Franzosen, in Königshofen hatte bleiben müssen – oder dürfen.

Zur Zahl der Kriegsgefangenen stellt sich die Frage, ob die Kaserne überhaupt so viele Menschen aufnehmen konnte. Angaben hierzu enthalten die Pläne aus der Reaktivierung

Die französischen Gefangenen wurden 1794 in der Kaserne (im Bild) untergebracht, nachdem sie wohl während des Monats November in der Festungsstadt eingetroffen waren. Die Ansichtskarte aus der Sammlung von Elfriede Herda (Ostheim vor der Rhön) wurde um 1900 aufgelegt.

der Garnison im Jahr 1849, nach denen in dem Gebäude 269 „*zweimännige Bettstädten*“ untergebracht werden konnten, also 538 Mann. Außerdem verfügte die Kaserne über einen Lazarettbau, den Nordflügel an der heutigen Wallstraße, mit etwa 20 Krankenbetten.[6] Für die Franzosen bot die Kaserne genügend Platz. Wo aber blieben die Soldaten der Garnison, normalerweise am Ende des 18. Jahrhunderts um die 200 Mann? Sie hatten wohl mit den anderen militärischen Einheiten des Hochstifts in den Krieg ziehen müssen, mit Ausnahme der Kranken und Invaliden. Letztere reichten jedenfalls zur Bewachung der Franzosen nicht aus, sonst hätte es ja nicht einer zusätzlichen Wachmannschaft bedurft, und die bestand nicht aus Soldaten des Hochstifts, sondern aus „*Kreistroupen*“[7], also Militär aus dem Fränkischen Reichskreis, das in der Schule und im Kirchnerhaus einquartiert wurde.

3. Wer betreute die Gefangenen in der Kaserne?

a. die medizinische Betreuung:

Zur Garnison gehörte immer ein Feldscher oder Chirurgus, wohl ein Mann mit einigen medizinischen Kenntnissen, aber kein ausgebildeter Arzt und schon gar nicht ein Chirurg im heutigen Sinne. Er wohnte in der Kaserne und erhielt 15 fl. [=Gulden] im Monat (ein einfacher Soldat 2-4 fl., je nach Waffengattung). Ferner kümmerte sich ein Krankenwärter, ein Soldat aus der Garnisonstruppe, um die Kranken, dem dieser Dienst 2 ½ fl. zusätzlich zu seinem Sold eintrug. Die medizinische Aufsicht oblag dem Physikus, einer Art Amtsarzt, der für die Stadt und das umliegende Land zuständig war und für seine Besuche in der Kaserne 5 fl. im Monat bekam.[8]

Auch den Kriegsgefangenen wurde medizinische Versorgung zuteil. Die Sterbematrikel enthält die Namen zweier „*Chirurgen*“, die beide im Februar 1795 starben, als eine epidemische Krankheit nicht nur unter den gefangenen Franzosen, sondern auch in der Königshöfer Bevölkerung zahlreiche Todesopfer forderte. „*Bernardus Dupuis chirurgus [...] Mogontiacus*” kam also aus Mainz, vom Namen her ein Franzose, war aber „*miles e praesidio*“, Soldat der Wachmannschaft. Nur acht Tage überlebte ihn sein Nachfolger, „*Michael Biro*, Chirurgus, [...]“. Beide waren vom Würzburger Kriegsrat zur Betreuung der gefangenen Franzosen („*circa curam Gallorum captivorum*“) nach Königshofen beordert worden. Ebenfalls im Februar starb ein Soldat, in der Kirchenrechnung des Jahres 1795 als „Krankenwärter“ angeführt: „*Michael Albert miles e praesidio [...] , qui aegrotis per longum tempus inserviebat*” [= Michael Albert, Soldat der Wachmannschaft; der die Kranken lange Zeit betreute].

b. die geistliche Betreuung:

Für die Garnison war meist ein eigener Kaplan zuständig, doch für die Franzosen in der Kaserne ließ die fürstbischöfliche Regierung französische Geistliche kommen, die vor der Revolution geflüchtet waren und in einigen deutschen Reichsgebieten Aufnahme gefunden hatten. Im Hochstift verbot Franz Ludwig von Erthal 1792 den Aufenthalt von Emigranten, auch von Priestern, und dieses Verbot erneuerte er 1794, wobei er anscheinend auf dessen strikter Befolgung bestand. Als im November 1792 vier Franziskaner aus Lothringen auf dem Kreuzberg Zuflucht suchten, mussten drei von ihnen, gegen den Willen des Guardians, nach der Übernachtung sofort weiterziehen und das bischöfliche Herrschaftsgebiet verlassen, ihr kranker Mitbruder hatte ihnen nach seiner Genesung zu folgen.[9] Wir können davon ausgehen, dass französische Geistliche nur mit dem ausdrücklichen Wissen und Wollen der Regierung in Würzburg für die Kriegsgefangenen tätig werden konnten.

Der erste Gefangenengeistliche in der Festung Königshofen dürfte der „*Lazaretspfarrer Finet*[10] gewesen sein, der in Tournai, im französischsprachigen Teil des heutigen Belgiens, der damaligen österreichischen Niederlande, als „*president*“ ein „*colleges*“ [ein Gymnasium?] geleitet hatte. Er war dort, im Hennegau, geboren und somit kein französischer Staatsbürger. Wahrscheinlich traf er im November 1794 in Königshofen ein, denn die „*Instructio*“ für ihn, den „*Presbytero [...] Joanne Baptista Fine*“[11], wurde in Würzburg am 11. November erlassen. Nachdem er erkrankt war, pflegten ihn die Kapuziner in ihrem hiesigen Kloster, bis er am 11. Januar 1795, im Alter von 50 Jahren das Zeitliche segnete. Sein Testament lässt vermuten, dass er keine finanziellen Sorgen hatte, denn es listet 6 Sorten von Münzen auf, deren Wert die zuständige Stelle der bischöflichen Regierung auf 2345 Gulden und 3 Kreuzer berechnete. - [Zum Vergleich: Häuser kosteten damals in Königshofen zwischen 300 und 1500 Gulden; die gesamten Ausgaben der Stadt beliefen sich 1794 auf 2590 Gulden.[12]] Von seinen Nachfolgern tritt uns ein einziger deutlich fassbar entgegen, nämlich *Francois Aubry*. Einmal wird sein Leben in der Sterbematrikel recht ausführlich geschildert, zum anderen war er, wie die anderen französischen Geistlichen, Adressat der „*Instructio*“, zum dritten sind sein Testament und die Auflistung seiner Hinterlassenschaft erhalten.

Es verwundert nur auf den ersten Blick, dass man sich in der Würzburger Regierung zunächst mit Vorschriften zu Beerdigungen von Franzosen befasste. Doch schon in den ersten zwei Monaten ihres Aufenthalts in Königshofen starben 13 Gefangene, und man vermutete gewiss unter den Franzosen einige, die sich nicht mehr als Katholiken bzw. Christen betrachteten. Dem trug die Anordnung vom Dezember 1794 Rechnung, in der den Geistlichen befohlen wurde, „*daß bey den christlich und nicht christlich Sterbenden ein Unterschied gemacht, somit jene unter die anderen Gläubigen, diese aber an der Kirchhofmauer begraben werden sollen*“ - sicher außerhalb des Friedhofs, nicht in geweihter Erde.

Allerdings fällt auf, dass jeder der 13 Gefangenen, die Ende 1794 in Königshofen gestorben waren, „*Sacramentis rite munitus*“, also ordnungsgemäß als katholischer Christ mit den Sterbesakramenten versehen worden war und folglich im Friedhof bestattet werden konnte, genauso wie die in der Liste der 1796 verstorbenen Franzosen angeführten Männer, von denen nur ein einziger als nicht gläubig bezeichnet wurde. Waren diese Soldaten also gar keine atheistischen Revoluzzer, wie es die geistliche Regierung in Würzburg anscheinend befürchtet hatte, oder waren sie von den betreuenden Priestern erfolgreich bekehrt worden?

Ebenfalls im Dezember 1794 antwortete die Regierung auf eine Anfrage des Pfarrers Dietmaier, dass die Teilnahme an Gottesdiensten in dem in der Kaserne „*eigends zubereiteten oratorio*“, d.h. in einem Gebets- und Andachtsraum für die Gefangenen, aber auch für die Wachmannschaft und anderes Personal, eine vollwertige Teilnahme an einer Messe bedeute, wodurch sie *„dem Kirchengebothe ein Genügen leisten“*, sie brauchten also nicht den Gottesdienst in der Stadtpfarrkirche zu besuchen.

Die dritte Anordnung, mit der wir uns befassen, die „Instructio“, gleichlautend der Finet und den anderen französischen Geistlichen zugesandten, erging im Dezember 1795 an den *Francois Aubry*. Die „*Instructio*“ zeugt davon, dass man sich in der Regierung in Würzburg nicht mit der Entsendung von Geistlichen für die Gefangenen begnügte, sondern dass man recht genaue Vorstellungen von der richtigen Behandlung der Gefangenen hatte und diese auch durchzusetzen versuchte. Aubry war wohl Anfang Oktober in Königshofen eingetroffen. Aus welchem deutschen Gebiet er kam, wissen wir nicht, doch ist der letzte Teil seines Reiseweges bekannt, denn am 26. September wurde ihm ein Pass in Aschaffenburg ausgestellt, am 30. September ein zweiter in Fuchsstadt (bei Hammelburg), wo er also den Boden des Hochstifts Würzburg betrat. Die „*Instructio*“[13] spricht ihn als „*Seelsorger*“ und „*Missionar*“ an, was ihn sofort auf seine wichtige, aber nicht die einzige Aufgabe hinweis, näm-

Lotte Uhlein

Heimat

Es ist das Land deiner Kinderzeit,
da verbrachtest du deine Jugend
in innigster Geborgenheit.
Doch treibt das Heimweh
dich öfters mal dahin,
kommen alte Weisen
dir wieder in den Sinn.
All deine schönen Träume
Und deiner Jugend Glück,
sie liegen im Land deiner Kindheit
kehren nimmer mehr zurück.
Doch einmal ist die Heimat
für dich so leer und stumm,
dann ist das Land deiner Kind
nur noch ERINNERUNG.

lich die vom Glauben Abgefallenen wieder dem katholischen Bekenntnis zu gewinnen. Sie ist in Latein abgefasst und war von Aubry als „*Liste seiner Pflichten und als moralische Richtschnur*“ zu verstehen und in zehn Kapitel unterteilt - für die damalige Zeit ein bemerkenswertes Dokument, denn aus ihm sprechen viel Einfühlungsvermögen und Verständnis für die misslichen Umstände einer Gefangenschaft. So verzichtete man auf den Zwang zum Besuch des Gottesdienstes, der Priester sollte jedoch „*die Franzosen freundlich zur Teilnahme einladen*“. „*Er soll zu allen freundlich, aber niemandem gegenüber vertraulich sein, so dass er von allen geliebt und von niemandem verurteilt wird.*“ Dazu forderte man ihn auf, „*vor oder nach der Messe ein religiöses Gespräch mit ihnen [zu] führen, das auf ihre Gefangenschaft und ihre schwierige Lage abgestimmt ist.*“

„*[...] auch für private Unterweisungen und Ermunterungen solle er sich immer anbieten und bereit halten.*“ Über allen Einzelanweisungen stand wohl das erste Kapitel, in welchem dem Priester auferlegt wird „*als guter Hirt den seiner Obhut anvertrauten Schafen ein leuchtendes Beispiel [zu] sein*“. In dem als letzten hier zu nennenden Punkt hatten die oder der Verfasser der „*Instructio*“ vermutlich den französischen Priester vor Augen, der Männern gegenüber christliche Nächstenliebe üben sollte, die als Anhänger der Revolution an den Maßnahmen gegen Kirche und Klerus, an seiner Vertreibung, seinem ganzen Elend mit schuld waren: „*Um ihr Vertrauen und Wohlwollen zu gewinnen, soll er vorsichtig und klug sich jeder Beschimpfung der französischen Revolution enthalten und auch von all dem absehen, was sie in ihrem Innern verbittern und entfremden könnte.*“

Laut Matrikel[14], deren Einträge über die verstorbenen Franzosen in einer Mischung aus Latein und Französisch geschahen, starb Aubry am 13. Februar 1796. „*[...] natus a Marsal, petit Ville [...] de Lorreine*“ war er also in der Kleinstadt Marsal in Lothringen (in der Nähe von Metz) geboren, und zwar 1739. Nach seiner Priesterweihe im Jahr 1762 hatte er die Pfarrei in Rettonfey im Bistum Metz übernommen, war im Mai 1791 aufgrund Gesetzes der Nationalversammlung („*per la autorite de la assemblee nationale*“) abgesetzt und im September 1792 aus Frankreich vertrieben worden. In seinem Testament, das nur aus einem Satz besteht und an seiner Statt, weil er schon zu schwach war, von dem Königshöfer Kaplan Vierneüssel und dem französischen Pfarrer F. Toussaint unterzeichnet wurde, vermacht er seinen Besitz: eine silberne Taschenuhr, verschiedene Münzen und, immerhin, 108 Gulden, dem Kardinal „*de Momorancy Lavalle*“ [= de Montmerency-Laval], dem ehemaligen Bischof von Metz, der 1791 über Trier nach Paderborn geflüchtet war. Später, von 1796 bis zu seinem Tod 1808, amtierte er als Bischof in Hamburg-Altona. Was Aubry sonst noch hinterließ, zählte anscheinend nicht zur „*Erbmasse*“: ein langer schwarzer Rock, ein kurzer brauner Rock, eine Weste, ein Paar Schuhe, eine Schlafhaube, ein Hut - allesamt „*alt*“ bzw. „*abgetragen*“, dazu noch „*3 alte Hemde[n], 2 Paar abgetragene Strümpfe, 3 verwaschene Sacktücher, eine Peruque*“. „*Alles dieses erhielt dessen Wärter für seinen wohlverdienten Lohn*“[15], was sicher ernst gemeint war, uns aber daran erinnert, wie bescheiden damals viele Menschen, aus heutiger Sicht, lebten, so dass sie selbst eine solche Erbschaft hoch schätzten.

Mehrere hundert französische Kriegsgefangene waren Ende des 18. Jahrhunderts in der Kaserne in Königshofen untergebracht. Heute befinden sich in dem Gebäudekomplex Wohnungen.

Im Vergleich zu Finet war Aubry arm; es lässt sich auch nicht feststellen, ob er und die anderen französischen Priester überhaupt für die Betreuung der Gefangenen bezahlt wurden, ob sie mit den Gefangenen in der Kaserne untergebracht waren und mit ihnen verpflegt wurden.

4. Was erfahren wir über den einzelnen Gefangenen, seinen Alltag in der Gefangenschaft?

Ob die Franzosen ständig in der Kaserne eingesperrt waren oder diese ab und zu verlassen durften, vielleicht zu Arbeiten herangezogen wurden wie viele Kriegsgefangene im 2. Weltkrieg, darüber schweigen sich die schriftlichen Quellen aus. Arbeitseinsatz in größerem Umfang hätte sicher zu Begegnungen mit den Einheimischen geführt und die eine oder andere Notiz, z.B. in den Ratsprotokollen, hinterlassen. So blieben uns diese Menschen völlig unbekannt, verfügen wir nicht über einige Anhaltspunkte, die uns die Sterbematrikel liefert. Dort finden wir Angaben zu den 1794, aber nicht zu den 1795 verstorbenen Kriegsgefangenen. Letztere und die Gesamtzahl der in beiden Jahren eingetretenen Todesfälle unter den Gefangenen enthält eine eigene, sehr ordentlich in Französisch geschriebene „*Liste des francais morts a Königshofen[...]*“, die dem Matrikelbuch beigelegt wurde und Namen, Dienstrang, Geburtsort, Heimat-Departement, Kompanie und Regiment, aber nicht das Alter der Toten angibt, insgesamt 71 Namen.

Die Differenz zu der in den Matrikeln stehenden Zahl von 82 Toten könnte, wenigstens zum Teil, daher kommen, dass dort nicht nur die Gefangenen, sondern auch die französischen Priester und anderes französisches Personal erfasst wurden. Die hohe Zahl an Todesopfern, deren Ursache wir in einer epidemischen Krankheit vermuten müssen, die Königshofen in den ersten Monaten des Jahres 1795 traf, könnte darauf schließen lassen, dass die Franzosen besonders schlecht behandelt wurden. Aber auch andere blieben nicht verschont.

Von der Wachmannschaft starben 18 Soldaten, die einheimische Bevölkerung hatte 61 Tote zu beklagen: 20 Männer, 21 Frauen, 20 Kinder - in „*normalen*“ Jahren gab es etwa 30 Todesfälle. Schauen wir uns die

---

[1] Herbert Schott, Im Kräftespiel der Reichspolitik – Die Außenpolitik des Hochstifts, in: Unterfränkische Geschichte, Band 4/1, S. 54 f.
[2] Pfarrarchiv Bad Königshofen, K 4/09, 11.102
[3] Blätter für Heimatkunde, Jahrgang 1953, Nummer 2, Autor. “v.H.“
[4] Sterbematrikel der Pfarrei Königshofen, Diözesanarchiv Würzburg
[5] Stadtarchiv I; Box I/07, Band 21; Ratsprotokolle 1796, S. 80.
[6] Wolfgang Bühling, Kaserne und Lazarett im Hochstift Würzburg 1636-1802, Würzburg 1999, S. 89-101
[7] Stadtarchiv I; Box II/ 21; Bürgermeister-Amtsrechnung 1796, S. 158
[8] Wie Anm. 5)
[9] Würzburger Diözesangeschichtsblätter, 1. Jahrgang 1933, S. 38ff
[10] Pfarrarchiv Bad Königshofen, K 1a/06, Kirchenrechnung 1796
[11] Wie Anm. 2) (Die französischen Namen wurden sehr unterschiedlich geschrieben)
[12] Stadtarchiv I; I/17, Band 54 und II/21, Bürgermeisterrechnung 1794
[13] Wie Anm. 2)
[14] Wie Anm. 4)
[15] Wie Anm. 2)

Liste der toten Franzosen genauer an, dann fällt auf, dass von den 71 Verstorbenen 58 einfache Soldaten („*Fusilier*“, „*Grenadier*“) und 8 Unteroffiziere, die übrigen ebenfalls nur unteren Diensträngen angehörten, aber auf jeden Fall keine Offiziere unter den Toten waren. Auch bei der Wachmannschaft lesen wir in der Sterbematrikel nur die Namen einfacher Soldaten, wobei, aus heutiger Sicht, das Alter einiger von ihnen erstaunlich ist: 5 waren über 60 Jahre, davon zwei je 66, nur 6 der 14 Wachsoldaten zählten noch keine 40 Jahre, die zwei jüngsten starben mit 17 Jahren, einer mit 18. Sie alle stammten aus Franken, z.B. aus Breitensee, Goßmannsdorf, Reckendorf, Poppenlauer, Ebenhausen, Dettelbach, Thüngersheim.

5. Wie wirkte sich die Anwesenheit der Gefangenen auf die Bürger der Stadt aus?

Obwohl wir, wie oben festgestellt, keinen Nachweis für nähere Kontakte zwischen Gefangenen und Einheimischen haben, können wir uns vorstellen, dass manchem Königshöfer nicht wohl in seiner Haut war, als er die über 400 Franzosen mit - sicher - mehreren Dutzend fremder Wachsoldaten in die Festungsstadt einmarschieren sah. Schon das Zahlenverhältnis von etwa 1:3 zwischen Gefangenen und Stadtbevölkerung konnte beunruhigend wirken. Der Rat der Stadt reagierte auf die Einquartierung, indem er festlegte, *„Wie die Wachten bey Anwesenheit der französischen Gefangenen zu bestellen sind“*. Die „Wacht“, d.h. die Nachtwache, hielten damals, wie schon seit längerer Zeit und auch noch im 19. Jahrhundert, die Bürger selbst, sie gehörte zu den bürgerlichen Pflichten.

Es gab zwar auch einen Nachtwächter, aber der ging nicht in der Stadt herum, sondern versah seinen Dienst als „*Nachtwächter auf dem Thurm*“, als „*Thurmwächter*“, wie es in den Rechnungsbüchern der Stadt immer wieder heißt, zusätzlich zum Türmer. Wegen der Franzosen verstärkte man die Wache um zwei Mann auf neun, von denen je zwei 30 bis 45 Minuten durch *„alle Gassen der Stadt“* zu patrouillieren hatten, und das abwechselnd die ganze Nacht, vom Erklingen der Torschlussglocke am Abend bis zum Tagesanbruch.

Wer von den Königshöfern „*nach 7 Uhr*“ in der Stadt unterwegs war, *„[musste] mit einer Laterne versehen sein [...], und derjenige, welcher keine hat, [wird] zur Wachtstube gebracht [...].“*[16]

Außer dieser Wachvorschrift und der oben angeführten Warnung vor dem französischen Offizier finden sich in den Ratsprotokollen keine Hinweise auf die französischen Kriegsgefangenen. Nur unwesentlich ergiebiger sind die Rechnungsbücher. Die Stadtverwaltung zahlte den Lehrern und dem Kirchner Miete für die von den Kreistruppen besetzten Wohnungen, und das Zweite sind Zahlungen an Handwerker für die Beseitigung der Schäden an Wohnungen und Schulräumen, nach dem Abzug der Wachmannschaft.

So erhielt ein Schreiner „*Bänkbesserlohn*“ für die Reparatur der Schulbänke und wurde auch dafür bezahlt *„die Bänke aus der 14 Heiligen Kapelle“* , wo sie seit der Räumung des Gebäudes aufbewahrt worden waren, *„in die Schule zu tragen“*.[17]

Die verschiedenen Nachrichtenquellen aus der behandelten Zeit lassen nicht auf eine besonders schwerwiegende Belastung der Königshöfer Bevölkerung durch die französischen Kriegsgefangenen schließen. Doch gibt es eine Ausnahme, die nachdenklich macht. Pfarrer Dietmaier bittet in seinem oben (unter 3.) angeführten Brief den Bischof, die Königshöfer vom Fastengebot zu dispensieren, mit der Begründung: *„ Der hohe Preis aller Lebensmittel, [...], ist nach dem Abzuge der gefangenen Franzosen nicht nur nicht gefallen, sondern zeither noch viel mehr gestiegen.“* Diese etwas merkwürdig anmutende Begründung für eine Dispens braucht uns für unser Thema nicht zu interessieren, jedoch der zweite Aspekt, die hohen Lebensmittelpreise. Wenn wir davon ausgehen, dass die meisten Lebensmittel für die Gefangenen aus der näheren Umgebung Königshofens geliefert wurden, weil ein Transport über weitere Entfernungen damals schwierig war, ist es durchaus vorstellbar, dass die große Zahl von über 400 zusätzlichen Verbrauchern zu einer Verknappung und Verteuerung der Nahrungsmittel führte.

Andererseits waren damals, 1793-1795, viele Gebiete des Reiches von einer Hungerperiode betroffen[18], vielleicht auch das Grabfeld. Jedenfalls stiegen die Preise für Roggen, der immer noch das wichtigste Nahrungsmittel war, nicht nur, weil er zu Brot verbacken, sondern auch als Mus oder Brei zubereitet in den meisten Familien die Grundlage der Ernährung bildete, schon vor dem Eintreffen der Franzosen an: kostete das Malter Roggen im Juli 1793 4 fl. und 6 Batzen [15 Batzen = 1fl.], musste man im August schon 5fl. dafür bezahlen, im März 1795 6fl., und im Oktober 1795 hatte sich der Preis mit 8fl. nahezu verdoppelt. Auch das Brot, für die Masse der Bevölkerung nur aus Roggen hergestellt, verteuerte sich in gleicher Weise.

Nicht ganz so schlimm war der Preisanstieg beim Fleisch, das 1795 etwa 30% mehr kostete als 1793. Die Preise selbst, für Brot und Fleisch, legte zu dieser Zeit der Rat der Stadt fest, Bäcker und Metzger waren in den jeweiligen Sitzungen anwesend, um ihre Preisvorstellungen zu begründen. Bei einem solchen Anlass, am 7. November 1794, fragte der Rat der Stadt die drei Metzgermeister Kitzing, Schultheiß und Schirber, ob sie genügend Fleisch liefern könnten. *„Benannte Metzgermeister haben sich sonach unter Handgelöbnis an Eides Statt anheischig gemacht, gegen eine verhältnismäßig billige Tax alles nöthige Fleisch sowohl für die Stadt als Militair und Gefangene zu liefern.“*[19]

Ob das Angebot der Metzger angenommen wurde, erfahren wir nicht. Nur in diesem einen Ratsprotokoll lesen wir etwas über die Versorgung der Gefangenen, aber wer letzten Endes die Kosten für die Unterbringung der Gefangenen trug, wird uns nicht mitgeteilt, weder in den Ratsprotokollen noch in den Rechnungsbüchern oder Akten.

Als die Kriegsgefangenen die Stadt verließen, atmeten die Königshöfer sicher erleichtert auf, nicht ahnend, dass schon ein halbes Jahr später wieder Franzosen in der Festung Quartier nehmen sollten, aber diesmal als Sieger und Besatzer, die dem Rat der Stadt und den Bürgern ihre Wünsche diktierten. Das Hochstift Würzburg und mit ihm das Grabfeld waren Kriegsgebiet geworden.[20]

Dr. Siegfried Wolf

Heller November

Dann, wenn der November im Nebelschleier
hält für die Natur noch die Trauerfeier,
kommt zu mir gar oft schon der Weihnachtsmann,
obwohl der doch erst in sechs Wochen dran!
Zwar bringt er für diesen Privatauftritt
statt Gaben den Sack nur voll Stimmung mit,
doch das ist genug schon, die Welt zu verändern,
gewissermaßen sie golden zu rändern.
Da scheinen mir wirklich sonst ruchlose Bengel
anmutig wie liebliche Christusfestengel
und Weidenbaumstümpfe, die plumpen und alten.
Die möcht ich tatsächlich
für Lichtbäumchen halten!
Kaum glaublich, wie denn so ein Weihnachtsmann
noch immer persönlich uns ansprechen kann,
wo er ja des heutigen Tages fast nur,
den Kindern selbst, gilt als Reklamefigur.

Walter Häusler

Schod üm die Zeid

Monch eener
gädd mid dr Zeit üm
als ob er zu viel dvou hädd.
Un die Löüd sochn:
Dar labd guad.

A onnerer
gädd mid dr Zeid üm
als ob er sa bröüch däd.
Un i denk mehr:
Dar labd wörkli.

[16] Stadtarchiv I; I/07, Band 21, undatierte Beilage zu den Ratsprotokollen 1794

[17] Stadtarchiv I, Box II/21, Bürgermeister-Amtsrechnung 1796, S. 134

[18] Jürgen Kuczynski, Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Band 2, S. 271

[19] Stadtarchiv I, Box I/07, Band 21, Ratsprotokolle 1795

[20] Für die Übersetzungen aus dem Französischen danke ich Frau Gertrud Braun und Frau Angelika Willimsky, für die Übersetzungen aus dem Lateinischen Herrn Klaus Herta und Herrn Bernd Stein.

HELMUT APPEL

Febronia Jäger war 1920 die erste Abiturientin am Schönborn-Gymnasium in Münnerstadt

Das erste Mädchen, das in der bis dahin 260-jährigen Geschichte am heutigen Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium Münnerstadt das Abitur ablegte, war im Jahre 1920 Febronia Jäger, verh. Werthmann. Ihr Vater Rudolph Jäger wurde am 23. April 1872 in Seubrigshausen, Nr. 29 („Jägershäusle"), als Sohn eines Kleinbauern geboren. Von den 12 Geschwistern überlebten nur fünf die Kleinkinderjahre, darunter Febronia, Ämilian und Rudolph. Dieser erlernte den Schreinerberuf, wurde 1889 als Spritzenmann in die Freiwillige Feuerwehr Seubrigshausen aufgenommen, leistete 1892 seinen Militärdienst ab und meldete sich am 1. Mai 1897 nach Würzburg ab. Dort begann er eine Ausbildung bei der Bahn, die ihn an viele Orte Bayerns, vor allem nach Schwaben und ins Allgäu führte.

1899 heiratete er die Bauerntochter Theresia Eubel aus Sinning bei Neuburg/Donau. Am 8. Mai 1901 kam in Würzburg Febronia zur Welt. Mina und Marie vergrößerten bis 1908 die Familie, die fast im Jahresrhythmus umziehen musste. In Harbatshofen im Allgäu wurde Febronia in die Volksschule aufgenommen. Schon bald stand für den Vater (gestorben 1911) und Onkel Ämilian fest, dass das Mädchen einmal studieren und Ärztin werden solle.

Und so nahm Ämilian Jäger, Pfarrer in Wülfershausen an der Saale, als Vormund regen Anteil an der Entwicklung seiner Nichte und ermöglichte ihr durch andauernde und großzügige Zuwendungen das Studium. Das begann im September 1913 am humanistischen Gymnasium mit Internat bei den Dominikanerinnen in Wettenhausen bei Günzburg/Donau. Als 1919 auch Mädchen die öffentlichen Gymnasien besuchen durften, meldete sie ihr Onkel, den sie in den Schul- und Semesterferien regelmäßig in Wülfershausen besuchte, zur neunten Klasse am Münnerstädter Gymnasium an, wo er selbst 1889 das Abitur abgelegt hatte.

Nachdem sie eine einwöchige Aufnahmeprüfung absolviert hatte, konnte sie nun den Onkel auch am Wochenende besuchen. Aufenthalte in Seubrigshausen, wo der Großvater schon 1897 gestorben war, erwähnt sie nicht ausdrücklich. Die Großmutter zog später zu ihrem Pfarrersohn und die Tanten hatten nach auswärts geheiratet. Das Schuljahr 1919/20 ging schnell zu Ende und sie bestand, wie ihre ganze Klasse, die Abiturprüfungen. *„Mir wurden die mündlichen Prüfungen aufgrund der guten schriftlichen Arbeiten erlassen"* schreibt sie. Das Abschlussfest selbst dauerte drei Tage. Erst 30 Jahre später traf sie wieder ihre Schulkameraden beim Studiengenossenfest.

Für das Studium war Würzburg vorgesehen; wegen ihres sehr guten Abschlusses wurden ihr die Studiengebühren für die ersten beiden Semester erlassen. Lediglich fünf Mädchen, darunter drei Jüdinnen, hatten sich für das medizinische Erstsemester eingeschrieben. Mit einer Mitstudentin schloss sie sich einer katholischen Studentinnenverbindung, der „Hadeloga", an und wurde im Jahr darauf zur Vorsitzenden gewählt. Onkel Ämilian war als „alter Herr" der „Normannia" gerne bereit, zum Stiftungsfest zu kommen und den Festgottesdienst mit Predigt zu halten.

Nach dem 6. Semester wechselte sie im Herbst 1923 nach München, wo ihr Ämilian ein Zimmer besorgt hatte. Dort lernte sie auch Kardinal Faulhaber kennen und war erstaunt, dass sich der Kardinal und ihr Onkel aus der gemeinsamen „Kaplanzeit" gut kannten, ja sogar einmal gemeinsam einen Reitkurs absolviert hatten.

„Kenntnisse über chirurgische Erkrankungen und ihrer operativen Behandlung erlernte ich bei meinem berühmtesten Lehrer, dem großen Sauerbruch. Er war damals (1923-1925) der Stern am Professorenhimmel in München" notierte sie. Frauenheilkunde belegte sie beim nicht weniger berühmten Professor Döderlein. Nach 10 Semestern endete im Spätherbst 1925 ihre Studienzeit. Das Examen umfasste 10 Fächer und zog sich von Mitte Oktober bis Weihnachten hin. Von Professor Sauerbruch erhielt sie am letzten Tag die Note 1. Auch die Gesamtnote ihres Staatsexamens war „sehr gut".

Ihren Ehemann, Dr. Franz Josef Werthmann aus Würzburg, hatte sie über dessen Schwestern kennen gelernt. Er hatte 1924 eine Praxis als Gemeindearzt in Österreich übernommen. Die kirchliche Trauung fand am 14. Mai 1927 in Wülfershausen statt. *„Onkel Ämilian weinte eine Träne ins Messbuch und Tante Rosa hatte zugestimmt, bei Febronia den Haushalt zu führen",* schreibt sie in ihren Erinnerungen. Kurz darauf erfolgte der Umzug nach dem kleinen Königswiesen im Waldviertel/Österreich und dann Mitte der 30er Jahre nach Wels/Oberösterreich, wo ihre sechs Kinder aufwuchsen.

Dr. Febronia Werthmann, aufgenommen im Jahre 1937.

In den letzten Kriegsjahren, als Bombardierungen einen regelmäßigen Bahnverkehr

Pfarrer Ämilian Jäger vor der Pfarrkirche in Wülfershausen/Saale. Er war der Vormund von Febronia Jäger.

nicht mehr zuließen, kam sie noch zweimal nach Deutschland: 1943 zur Beerdigung ihres Onkels Ämilian nach Wülfershausen und ein Jahr später an Weihnachten, um von der Mutter in Alitzheim für immer Abschied zu nehmen. Im Krieg wurde auch ihr eigenes Haus durch Bombardierungen und Plünderungen in Mitleidenschaft gezogen. Auf der Flucht vor den Bomben und den heranrückenden Russen erlebte sie das Kriegsende mit ihren jüngsten Kindern in Südbayern. Erst nach Monaten war eine Rückkehr möglich. Der Wiederaufbau von Haus und Praxis verzögerte sich, da ihr Mann mehr als ein Jahr in einem Lager verbringen musste.

Das Elternhaus von Dr. Febronia Werthmann, geb. Jäger, in Seubrigshausen – der ersten Abiturientin am Schönborn-Gymnasium in Münnerstadt.

Bis 1980 kam sie zu verschiedenen Anlässen mehrmals nach Münnerstadt und zu ihrer Verwandtschaft. Ihr letzter Besuch in Seubrigshausen war wohl 1989, als ihre Schwestern in Alitzheim gestorben waren. Lungenschäden und schwere Knochenbrüche, die sie im Jahr 1954 bei einem Autounfall erlitten hatte - ein Lkw raste in ihr BMW-Cabrio - fesselten sie für Wochen ans Krankenbett. Weil sich ein Jahr später herausstellte, dass sie wegen der Gefühlsschwäche in den Fingern nie mehr einen Patienten genau untersuchen könnte, gab sie den Arztberuf auf.

1962 starb ihr Mann Franz Josef während eines Italien-Urlaubs. Sie wohnte nun mit ihrer Tante im großen Haus. Gegen den Willen ihrer Kinder löste sie um 1970 den Haushalt auf und zog ins Altersheim. Noch sehr rüstig, unternahm sie ausgedehnte Reisen nach Griechenland, Spanien und in den hohen Norden. Sechs Kinder und 13 Enkel gratulierten ihr zum 80. Geburtstag.

Tief getroffen vom Tod ihrer jüngsten Tochter zog sie sich dann mehr und mehr zurück und starb am 13. Dezember 1994 in Wels, wo sie, die erste Abiturientin der „Rhön-Universität“, auch begraben liegt.

Literatur:

HELMUT APPEL/KONRAD STEINERT: Ein Dorf und seine Bewohner – Seubrigshausen, Band 2, Mellrichstadt 2009.

REINHOLD ALBERT

Was bedeutet eigentlich der Name Lederhecke?

Die Lederhecke ist ein bewaldeter Höhenzug, der etwa zwischen der thüringischen Gemeinde Schweickershausen und der unterfränkischen Gemeinde Sulzdorf liegt. Die Grabfeldgemeinde trägt deshalb als Beinamen zur Unterscheidung zu zahlreichen Orten gleichen Namens die Bezeichnung „an der Lederhecke“.

Der Name Lederhecke war ursprünglich nicht auf die heutige Flurgemarkung beschränkt, sondern reichte viel weiter. Noch 1789 wird z.B. Poppenhausen in Thüringen, etwa 15 km weiter östlich, als in der Lederhecke liegend bezeichnet. Aus dem Jahre 1799 ist überliefert: *„Ein schmaler, größtenteils zum Kanton Baunach gehöriger Distrikt, wird nicht nur in der Volkssprache, sondern selbst auf Briefen die Lederhecke genennt. Ihr liegt gegen Mitternacht das Sachsen - Hildburghausische Amt Heldburg, gegen Abend das Würzburgische Amt Königshofen, und in Ansehung der zwei übrigen Weltgegenden wird sie von Baunachischen Ortschaften eingeschlossen. Die Bewohner der Lederhecke sind, einzelne Köpfe ausgenommen, durchgehend Protestanten. Der Boden, der sie nährt, bestehet meistens aus Sand, und steht daher dem fetten Boden des Grabfeldes an Fruchtbarkeit weit nach.“*

In einem weiteren Bericht aus dem Jahre 1799 wird berichtet: *„Die Lederhecke ist ein meistens mit Laubholz bewachsener Waldstrich, der ohngefähr zwey Stunden lang, und eine Stunde breit ist. In demselben liegen etliche Orte, und zwar Schwanhausen, Zimmerau, St. Ursula, Dippach, Sternberg, Alsleben, Gompertshausen, Albingshausen, Rieth, Schweickershausen, Ermershausen und Birkenfeld sowie Schweinshaupten, Neuses, Serrfeld, Sulzdorf. Die Lederhecke führt schon etliche hundert Jahre diese Benennung.“*

Bei Sulzdorf liegt links der B 279 in Richtung Ermershausen die Lederhecke, ein bewaldeter Höhenzug. Die Herkunft dieses Namens gibt manches Rätsel auf.

Das in dem Beinamen enthaltene „Leder“ bezieht sich keineswegs auf das gebräuchliche Wort, sondern leitet sich von Lehmwasser, Lehmschlamm oder Sumpf ab. „Heeke“ oder „Heek“ für Hecke sind alte Bachnamen. Lederhecke dürfte sich also von Schlammgewässer ableiten. Schwer erklärliche Flurnamen sind übrigens verdächtig, recht alt zu sein.

Der bekannte Heimatforscher Pfarrer Erwin Sturm aus Fulda vertritt in einem Schreiben an den Verfasser vom 20.7.1995 die Auffassung, dass man den Namen „Lederhecke“ durch Epenthese (Lauterweiterung) aus Laerhecke, Larhecke ableiten könne. Das Bestimmungswort komme dann entweder vom althochdeutschen Lari = leer, unbebaut, unfruchtbar, Ödland, Weideland. Oder durch Synkope (Silben- oder Lautschrumpfung) aus dem ahd. Legar = Lager, Viehsammelplatz, Geheege, Weideplatz. Lederhecke/Laerhecke wäre dann ein „Weidewald“ (alle Wälder dienten früher als Weideallmende).

Kaum zutreffen dürften folgende Namensdeutungen: Das Bestimmungswort Leder sei verderbt aus Lehde, für wüst liegendes Land. Das Grundwort Hecke könne man als Grenzhecke deuten, da hinter dem Waldstück die thüringisch/fränkische Landesgrenze verläuft. Lederhecke heiße somit „Grenzhecke bei dem wüst liegenden Land“.

Auf dem Hügel bei der Lederhecke sollen früher zahlreiche Eichen gestanden haben, deren Rinde bis nachweislich 1920 in eine nahegelegene Lohmühle gefahren wurde. Damit wurde ein Stoff gewonnen, die Lohe genannt, der beim Gerben des Leders Verwendung fand.

Behauptet wurde ebenfalls, „Laterhecke“ solle so viel wie „Grenzlandwehr“, Grenzgrabenwehr oder Landwehr bedeuten, somit „Sulzdorf an der Landwehr“.

Eine weitere vermutlich nicht zutreffende Erklärung ist die Abstammung des Wortes von Latenhecke oder eigentlich Galatenhege, d.h. Hege (= Grenze) der Galaten (= Kelten), also etwa Grenzland der Kelten.

Geleit in der Lederhecke

In alter Zeit ereigneten sich in der Lederhecke zahlreiche Überfälle. Räuber oder Wegelagerer heißt auf lateinisch latro. Lederhecke könne als „Latro-Hecke“, also Räuberhecke gedeutet werden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts soll im Volk noch die Erinnerung an eine Räuberbande lebendig gewesen sein, wie überliefert ist. 1799 wurde niedergeschrieben: *„...was die Sicherheit betrifft hatte die Lederhecke nicht wie jetzo einen guten Ruf.“* So musste z.B. 1513 Bäckern „*uff der Lederheckenn*“ Schutzgeleit gegeben werden.

Über diesen Geleitschutz berichtet das um 1600 angelegte Würzburger Salbuch: *„... daß Kärrner (Fuhrleute) oder andere Personen über die Lederhecken ziehen und Geleits halben jemand bei sich haben wollten. Alsdann begehren sie an dem Schultheiß zu Alsleben, welches unseres gnädigen Herren nächstes Dorf vor der Lederhecken an der Straß ist, er soll ihnen Leut zugeben. Das tut er und verordnet ihnen aus der Gemeind soviel Personen, als sie haben wollen.“*

Es muss auffallen, dass nicht Sulzdorf als das der Lederhecke unmittelbar vorgelagerte Dorf erscheint. Der Grund ist, dass der Ort nicht würzburgisch war und der Landesfürst deshalb über die dortigen Bewohner nicht verfügen konnte.

1586 wird über Raubgesellen berichtet, die *„auff der Lederheckenn bei Sternberg“* einen Fußgänger erschlugen und bei ihm 25 königliche Taler erbeuteten. Später raubte die Bande, deren Anführer Hans Pfeuffenjecklein war, abermals im Gebiet der Waldungen an der Lederhecke einem Fußgänger 22 Gulden. Kurz darauf erschlugen sie bei Königshofen einen weiteren Wandersmann.

Auch im darauffolgenden Jahr 1587 kreuzten sie im Gebiet der Lederhecke auf und raubten bei Ermershausen einer Person 15 Gulden.

Die Bande verübte noch viele andere Gräueltaten, tauchte bald da, bald dort auf. Das Gebiet der Lederhecke, das damals ein recht unsicheres Gelände für Reisende gewesen sein muss, scheint sie besonders angezogen zu haben.

Der Pfeuffenjecklein übrigens wurde am 17.7.1588 zum Tode durch Rädern verurteilt. Bei lebendigem Leib brach man in einem solchen Fall dem Todeskandidaten mehrmals Arme und Beine durch Überfahren, band den schwer verstümmelten Körper auf ein Rad und steckte diesen auf der Richtstätte zur Abschreckung auf einen Pfahl. So fand ein Räuberleben ein qualvolles Ende.

Sulzdorf trägt zur Unterscheidung weiterer Orte gleichen Namen den Beinamen Lederhecke. Ein Wort, über dessen Herkunft zu allen Zeiten gerätselt wurde. Das Foto der Ortsmitte entstand bei der Feldgeschworenentagung des Altlandkreises Königshofen 2009.

WOLFRAM WEIGAND

Die Spuren des fränkischen Malers Georg Anton Urlaub und sein Deckenfresko in der Wallfahrtskirche Ipthausen

Georg Anton wurde 1713 als zweites von neun Kindern des Kirchenmalers Georg Sebastian Urlaub und dessen Ehefrau Anna Maria, geb. Feser in Thüngersheim geboren. In dem damaligen Dorf Thüngersheim sind amtlich nur wenige Berufe nachzuweisen, da in den Pfarrmatrikeln nur Berufe mit Ausbildung zum Meister aufgeführt wurden. Tätigkeiten wie als Häcker, Winzer, Bauer, Maurer, Schreiner, Zimmermann, Dachdecker, Metzger, Wirt, Hirte, Büttner, Brauer, Bäcker, Weber, Koch, Fischer, Schneider, Schmied, Schiffer…wurden meist in der Familie erlernt. Viele Familien waren wohlhabend und vor allem durch die Mainschifffahrt weltoffen, was bei wachsender Bevölkerung und Enge auch dazu führte, dass junge Menschen ihr Glück in der Ferne suchten…

Georg Anton lernte das Malen handwerklich allerhöchstwahrscheinlich durch den Vater, dann auf intensiver Wanderschaft, nachweislich in Würzburg, Nürnberg, Augsburg…, wo man mögliche Kunstmalerlehrmeister nennen könnte. Seine Lebensspuren bleiben aber undeutlich, bruchstückhaft unleserlich bis zum Jahre 1737, als er ein vierjähriges Stipendium des Würzburger Fürstbischofs (F.K. von Schönborn) für die Akademie in Wien erhielt, doch die tiefe Leidenschaftlichkeit und Sensibilität und seine Themenwahl wie Selbstportraits und sein heiliger Nepomuk aus dieser frühen Wanderzeit zeigen, dass die Malerei für Georg Anton zum Schlüssel für seine Persönlichkeitsentfaltung und Welterfahrung geworden war.

„Zumahlen aber ich nach nichts mehrers trachte, als mich in dieser Mahlerey Kunst völlig zu perfectioniren…“ (1739)

Ein Stipendium nach Wien war nur möglich, wenn man sich für sein weiteres Arbeitsleben fest an den Fürstbischof band, der in scharfer Konkurrenz mit allen anderen (europäischen) Höfen stand, denen er mit weltlichen und religiösen Themen in pracht-, prunk- und kunstvoller Ausführung imponieren wollte oder musste; dazu suchte er ausgebildete, äußerst eifrige, fähige Künstler, Baumeister, Handwerker, die sich im barocken Stil, der Thematik seinen Zielen unterordneten, wie er in dem gelernten Kanonier und autodidakten Baumeister Balthasar Neumann einen gefunden hatte, der ihm in seiner schöpferischen Bauwut aufs Haar glich.

Obwohl er nach weiterer tiefer Authentizität und Ausbildung (z.B. Fresko) strebte, wurde Georg Anton gegen seinen Willen nach Würzburg beordert und musste Arbeiten an der Residenz nach fremden Entwürfen ausführen, was ihm widerstrebte, wie zum Beispiel Hinterglasmalereien im Spiegelkabinett, was allerdings gut bezahlt wurde.

Obwohl er in der Freundschaft mit dem tüchtigen, erfolgreichen und beliebten Würzburger Hofschlosser Johann Georg Oegg aus Südtirol, von dem er auch ein warmherziges Porträt malte, einigen Trost fand, flüchtete er im Sommer 1744 vor seinem strengen fürstbischöflichen Dienstherren und seinem Arbeitsdiktat über wahrscheinliche Stationen in Süddeutschland, (z.B. Ingolstadt, Gebrüder Asam, neues Weltbild) nach Bologna an die Akademie, später auch Treviso, Mantua, Venedig …. wo er sich vielleicht mit Kontakten zu Tiepolo, wahrscheinlich ohne Unterstützung (abgewiesener Hilferuf an den Fürstbischof), aber mit schönstem Erfolg und glänzenden Abschlüssen weiterbildete.

Gestärkt trat er 1750/51 im ähnlichen Zeitraum wie Tiepolo die Heimreise nach Würzburg an, fand zwar Kontakte zu den Künstlern und seine vertraute Freundschaft zu Johann Georg Oegg wieder, aber keine feste Anstellung.

Er malte unter anderem ein Christusbild und zwei gruselige, schaurig-schöne alttestamentarische Bilder (davon das Bild von Judith und dem im Rausch getöteten Holofernes höchstwahrscheinlich (architektonisch) über Eck gestellt für das Haus der Regina Ösner in Thüngersheim, dann führte er einen Auftrag in der Kirche in Merkershausen aus, bevor er von der „Marienbruderschaft“ den Auftrag für ein Fresko an der flachen Hallendecke der Marien-Wallfahrtskirche in Ipthausen erhielt.

An der östlichen und der westlichen Deckenschmalseite befinden sich jeweils drei Kartuschen, die Georg Anton angenehm sinnvoll räumlich und farblich in dunkler, grüner Grisaille-Technik von der lichten, farbenfrohen Neuen Welt mit dem Christenhimmel abgesetzt hat. Es sind sechs alttestamentarische Gestalten, nämlich östlich David, Moses und Salomon, und westlich Daniel, ein Hoherpriester und Jesaia, alle Figuren mit bruchstückhaften Texten, die auf Maria hinweisen.

Die Neue Welt mit dem mittigen zentralen Christenhimmel ist in ein leicht geschwungenes Oval gemalt, an den Rändern plastisch und malerisch nach unten und seitlich noch über das schon plastische Stuckrandornament überquellend und harmonisiert mit dem Rahmen , indem das allegorische Leben am höchsten in die Mitte des Bildhimmels strebt, wo die Wellenbewegung des Ovals am weitesten in die vier Himmelsrichtungen nach außen weicht. Die bunte üppige Fröhlichkeit und die federleichte, lichtgoldene Transzendenz im Zusammenspiel mit dem ovalen Rahmen, der die günstigste Form ist zur Auflösung der rechteckigen, flachen Deckenstrenge erfüllt den barocken Rokoko-Stilsinn der Ergänzung, Erweiterung oder gar Auflösung architektonischen Raumes. Wäre das Fresko Georg Antons in Aussage und Ausführung wuchtiger, derber, tiepolopolemisch imponierender, würde sie den sakralen Quaderraum des Kirchleins nicht erweitern oder auflösen, sondern erschlagen. Vorstellen könnte man sich aber eine günstige Steigerung der barocken Wirkung bei einer geschickten Vergrößerung und Erweiterung des Ovals über die Deckenränder nach unten hinaus (ähnlich der Über-Eck-Malerei im Haus der Regina Öser).

Das Fresko drückt auch die Versöhnung der katholischen Amtskirche mit dem immer neu sich wandelnden profanen Weltbild aus. Zum Zeichen dafür hat Georg Anton die päpstlichen Insignien plastisch unter der Europa über den Bildrand hinaus deutlich angebracht.

Die vier bekannten Kontinente sind geschickt und innerhalb des Gesamtbildes völlig gleichberechtigt an den Rand in den vier Himmelsrichtungen in Allegorien von unterschiedlicher Stärke und Reichhaltigkeit gemalt:

Europa ist östlich als stattliche, milde, kultivierte Frau dargestellt. Sie blickt schräg nach oben und greift mit der geöffneten linken Hand nach Rosen, die Engelchen aus der Wolke über ihr herunter schütteln. Ihre schwere Schleppe wird von zwei Pagen getragen. Rechts neben ihr schüttet eine weibliche Abuntantia als Darstellung des Überflusses plastische Früchte in den Kirchenraum unter ihr. Dahinter erhaben abgesetzt die

Selbstbildnis von Georg Anton Urlaub aus dem Jahre 1735. Bestand: Mainfränkisches Museum Würzburg, entnommen dem Ausstellungskatalog des Museums von 1996.

drei geistlichen Tugenden Glaube (als verschleierte Frau mit Kreuz), Hoffnung und Liebe. Daneben drei weltliche Tugenden: Die Klugheit mit Schlange, Spiegel (Selbstreflexion) und Januskopf, nämlich ein junges Gesicht vorwärts in die Zukunft und ein altes Gesicht rückwärts in die Vergangenheit gerichtet, blickend. Die Wissenschaft schaut noch ganz versunken von gründlicher Lektüre vom Buche auf. Ein Ingegno-Geist zielt als Armbrustschütze gleichzeitig immer auf alles und jeden überall unter ihm. Er ist immer (gesichtslos) jung mit den Flügeln der Phantasie und durch den goldenen Helm geschützt und geschmückt. Links neben der Europa als Blick in die Geschichte ein berittener Soldat als Vertreter der europäischen Antike, sein wallender Mantel könnte auf den hl. Martin hindeuten. Neben ihm ein Mann in Kleidung des 16. Jahrhunderts oder Mittelalters. Ein gezüchteter Windhund mit derbem Hinterteil zeigt die unbekümmerte Nacktheit der Natur.

Zwei Wassermänner trennen Europa von den anderen Erdteilen: Die südliche Asia ist eine ähnlich milde kultivierte Frau mit wallenden Gewändern mit ihrem bärtigen individualisierten, aber nicht konkret differenziert allegorisierten Gefolge mit wehenden Fahnen und auf den Stangenspitzen blitzende Halbmonde. Die Asia schwenkt ein Weihrauchfass in der Hand und allein durch die Kraft des Weihrauches stürzt ein „Götze“ vom Sockel, während sein Priester entweicht. Gegenüber der asiatischen Gruppe eine Schar einfacher, bronzebrauner Indianer mit Jagdwaffen und einfachem Gerät, als Ganzes eine

„Das Grabfeld“ erscheint einmal jährlich mit finanzieller Unterstützung folgender Institutionen Firmen und Verbände:

Lions Club Bad Königshofen

Privatbrauerei Lang

Genobank Rhön-Grabfeld eG
Eine Bank für unsere Region

Stadt Römhild

Verwaltungsgemeinschaft Saal a. d. Saale

Verwaltungsgemeinschaft Bad Königshofen

Raiffeisenbank Obereßfeld-Römhild eG

Landkreis Rhön-Grabfeld

Sparkasse Bad Neustadt a. d. Saale

Stadt Bad Königshofen

Impressum

Herausgeber:
Verein für Heimatgeschichte im Grabfeld e.V. und Museumspädagogisches Zentrum Bad Königshofen

Redaktion:
Reinhold Albert (Sternberg);
Leo W. Hamm (Merkershausen)

Fotos:
Reinhold Albert
und Privat

Satz und Gestaltung:
dta-fotosatz (Alsleben)

Druck:
Druckerei Seifert (Untereßfeld)

Auflage:
7.700 Exemplare

Allegorie verschlüsselter Naivität. Einige blicken über den Bildrand gebückt fragend in den Kirchenraum unter ihm. Die Amerika führt ein wildes Krokodil mit sich.
Auch Schwarzafrika erscheint als Gruppe in dunklen, erdhaften Farben mit naiver Natürlichkeit; exotische Tiere wie Äffchen, Pfau, riesiger Elefant begleiten sie. Africa trägt eine Art Rüssel am Kopf, wohl als Zeichen naiver Naturreligion.
Auf keinem Kontinent finden sich Darstellungen von Krieg und Grausamkeit, dahier im sakralen Raum alle Kontinente in der wahren Religion der himmlischen Harmonie vereinigt sind: Engel tragen die Wolkenbühne, auf der sich Marias Himmelfahrt abspielt. Die profane Welt ist durch Wolken und Nebel und Dunst mit dem Himmel verbunden. Der verklärte Christus mit Kreuz empfängt Maria, indem er ihr das Zepter überreicht oder aber in anderer Interpretationsmöglichkeit den Degen des Schmerzes aus dem Herzen zieht, der ihr doch schon geweissagt wurde. Wahrscheinlicher wird diese Interpretationsmöglichkeit durch ein Herz, das der sensible Maler an der Spitze des „Szepters“ im blauen Umhang Marias angedeutet hat, wobei er das dornige, undurchdringliche, tief erschreckende Geheimnis christlichen Leidens andeuten könnte. Bevölkert wird der Himmel noch von den drei Frankenaposteln, den iro-schottischen Mönchen Kilian, Kolonat und Totnan sowie den fränkischen Heiligen Thekla, Lioba, Bruno, Burkard und Aquilin. Als weitere Festgäste sitzen auf einer Wolkenbank die vier Evangelisten Johannes, Matthäus, Markus und Lukas mit ihren Symbolen Ochse, Lamm. Adler und Löwe, wobei Lukas als Maler dargestellt ist. Erst das wissende oder glückliche Auge erblickt Gott Vater als zarten, lichten Geist in einer Wolke über dem Geschehen. Er hält als Zeichen seiner Schöpfung den Globus unserer Erde in Händen und freut sich über den menschlichen Forschergeist und sein sich ständig wachsend wandelndes Weltbild, denn der moderne Betrachter weiß selbstverständlich, dass hinter dem Globus noch Australien und Neuseeland liegt. Im gefühlten Mittelpunkt des Freskos schwebt die friedliche Taube in lichter Gestalt als Heiliger Geist.
Da von Georg Anton Urlaub einige beeindruckende Selbstporträts erhalten sind, wird in seinen Bildern immer wieder nach möglichen Selbstdarstellungen gesucht. Bei diesem Fresko wird beispielsweise ein Selbstporträt im Evangelisten Lukas vermutet, da er ja auch als Maler dargestellt ist. Wahrscheinlicher ist eine Selbstdarstellung im Gesicht eines Mannes, das zwischen Abuntantia und Europa unten am Bildrand neben seiner Signatur G. Anton Urlaub/ Pinxit 1752 gemalt ist. Beim Vergleich mit seinen Selbstporträts erscheint auch der Daniel in der Kartusche möglich.
Die Deckenfresken in Ipthausen verschafften Georg Anton einen Folgeauftrag 1753 für die Deckenfresken in Eyershausen, begründeten seinen guten Ruf in fachlichen, kirchlichen und politischen Kreisen, so erhielt er 1753-55 weitere Aufträge für Deckenfresken im Karthäuserkloster Engelgarten und der Dominikanerkirche (heute Augustinerkirche) in Würzburg. Am 9. Oktober 1755 wurde er als Bürger der Stadt Würzburg aufgenommen, am 13. Oktober heiratete er die Wirtstochter Anna Maria Urlaub, eine Verwandte 3./4. Grades aus Thüngersheim; dabei fungierte sein Freund Johann Georg Oegg als Trauzeuge. In der Ehe wurden zwei Söhne geboren, einer starb 1776 nach beendetem Jurastudium, der andere starb 1758 kurz nach seiner Taufe.
Georg Anton malte noch zahlreiche Altarbilder, Deckenfresken in Königheim und Portraits. 1757 wurde er Kabinett-Inspektor beim Fürstbischof Friedrich von Seinsheim, malte ein letztes Selbstporträt 1757 und starb plötzlich am 20.2.1759, 4 Jahre vor seinem Vater, mitten im 7-jährigen Krieg (1756-63), in dem die europäischen Großmächte wie Preußen, Österreich, Frankreich, England und Russland im maßlosen Imponiergehabe ihre Konflikte in fernen Kontinenten und vor allem im schlesischen Gemetzel austrugen, weshalb er schon bei Fachleuten 1. Weltkrieg genannt wird. Allerdings alles andere als eine harmonische Allegorie der Kontinente …
Dennoch leuchtet auch heute noch nach mehr als 250 Jahren sein freundliches Fresko in frischen Farben von der Kirchendecke in Ipthausen, als einziges Fresko Georg Anton Urlaubs original erhalten.

Georg Anton Urlaub schuf das Deckengemälde im Langhaus. Die vier Erdteile huldigen Maria, die von Christus im Himmel empfangen und gekrönt wird.

Foto: Bestand Landesamt für Denkmalpflege

PS. Manchmal fällt einem erst nach einiger Zeit ein, dass etwas fehlt, z.B. fehlen in Georg Antons Freskenhimmel die Instrumente, nämlich Geigen, Pauken, Trompeten, Harfe, Zither…. Es gibt keine Musik in seinem Himmel!

P.P.S Vielleicht sollte die Musik auch den Raum füllen, mit Chor-, Gläubigen- und Sologesang, mit Streich-, Zupf- und Blasinstrumenten, mit den tausend Stimmen der Orgel.